Die Fürstin Russalka

von

Frank Wedekind



Verlag von Albert Langen, Paris, Leipzig, München

Die Fürstin Russalka

Von demselben Verfasser:

Der Erdgeist.

Eine Tragödie.

Frank Wedekind

Die Fürstin Russalka

Paris, Leipzig, München
Verlag von Albert Langen
1897

Inhalt.

Seelenergüsse.

	Seite
Der Brand von Egliswyl	3
Rabbi Esra	22
Der greise Freier	31
Die Fürstin Russalka	57
Das Opferlamm	65
Die Liebe auf den ersten Blick	83
Bei den Hallen	91
Ich langweile mich	104

Die Jahreszeiten.

	Seite
Genieße was die Jahreszeit mit sich bringt	123
Frühling.	
An Madame de Warens	125
Galathea	126
Debutant	127
Madame de Warens	129
Das Wüstenschiff	129
Gebet eines Kindes	130
Pennal	131
In usum Delphini	132
Liebesantrag	132
Ilse	133
Wegweiser	133
Wendla	134
Francisca	134
Frühling	135
Stimme in der Wüste	136
Idyll	136
Weltweisheit	137
Heimweh	140
Wehmut	141

	Seite
Sommer.	
Abschied	142
Der Thaler	143
Zur Verlobung	145
Mein Käthchen I. II.	146
Morgenstimmung	147
Falstaff	147
Symbolisten	148
Neue Liebe	149
An Moppchen	150
Einkehr	150
Menschlichkeit	151
Gott und Welt	152
Brigitte B.	152
Minnas Kochschule	154
Eroberung	155
Kathja	156
An mein Weib	156
Schicksal	157
Anwandlung	158
Die Keuschheit	159
Das arme Mädchen	166
Coralie I. II.	169
Selbstzersetzung	170
Herbst.	
An Franciska de Warens	171
Enttäuschung I. II.	171
Altes Lied	173
Franciscas Abendlied	173
Der Reisekoffer	175
Johannistrieb	177
Schreckgespenst	177
Sehnsucht	178
Christine	178
Tiefer Friede	180
Die Hunde	180
Autodafé	182
Alte Liebe	183
Eifersucht	184
Die Fürstin Russalka	184
Pirschgang	185
An einen Hypochonder	186
Sieben Rappen	186
Der Lehrer von Mezzodur	188
Fata Morgana	189
Winter.	
Der Tantenmörder	191
Auf dem Faulbett	192
Erholung	192
Parricida	194
Wilhelmine I. II.	194
Waldweben	195
Kapitulation	196
Die tiefe Richtung	197
Meningitis tuberculosa	197
Vergänglichkeit	199
Denkmal	200
Aufschrei	201
Das Goldstück	202
Krafft-Ebing	203
Erdgeist	204
Begegnung	205
Spiritus familiaris	205

	Seite		Seite
Minona	206	Ein letztes Ende . .	207
Marasmus . . .	206	Das tote Meer . .	208

Theater.

Der Schmerzenstanz 211
Der Mückenprinz 232
Die Kaiserin von Neufundland 248

Seelenergüsse.

Der Brand von Egliswyl.

Im Kanton Aargau in der Nordschweiz liegen die Bergschlösser dichter bei einander als im trostlosen Norddeutschland die Bauernhöfe. Jeder Berggipfel, jeder Vorsprung des Gebirges ist von einem alten Schloß oder doch wenigstens von einer Ruine gekrönt. Von einem Schloß aus kann man mit einem halbwegs guten Fernrohr immer zwei oder drei anderen zu den Söllerfenstern hineinsehen. Im Umkreis von wenigen Meilen liegen da bei einander Wildegg, Habsburg, Bruneck, Casteln, Wildenstein, Lenzburg, Liebegg und Hallwyl. Das Schloß Lenzburg hatte mein Vater gekauft, als ich acht Jahr alt war; dort verbrachte ich meine Jugend. Das Städtchen Lenzburg hat aber außer seinem alten hohen Schloß noch eine andere, weniger erfreuliche Merkwürdigkeit. Es ist die nach neuestem amerikanischen Muster erbaute kantonale Strafanstalt. Wenn nun die Gutsbesitzer der Umgegend irgend schwere Arbeiten zu verrichten haben, so mieten sie eine Anzahl von Sträflingen aus der Anstalt, die sich an das ihnen aufgedrungene Heim zur Genüge gewöhnt haben, um keinen Fluchtversuch mehr

befürchten zu lassen. Unter diesen Arbeitern finden sich nicht selten schwere Verbrecher.

Im Jahre 1876 war bei uns zu Hause dicht unter dem Schloßfelsen ein großes Stück Matte abgerutscht und hatte die halbe Straße verschüttet. Es mußten zwanzig Fuß tiefe Dohlen und Senklöcher angelegt werden, um das Grundstück zu entwässern. Mein Vater wandte sich an den Strafhausdirektor, der ihm eine Anzahl seiner Zöglinge für die Arbeiten zur Verfügung stellte. Ein Aufseher aus der Anstalt begleitete sie. Übrigens war auch mein Vater von früh bis spät auf dem Platze. Da die Arbeiter nicht rauchen durften, gab er ihnen Kautabak. Eines Tages handelte es sich um eine lange Bleiröhre, die im Städtchen unten gekauft werden sollte. Mein Vater nahm einen der Sträflinge mit. Auf dem Heimwege holte ich ihn unten am Schloßberg ein. Ich kam eben aus der Schule und hatte den Tornister auf dem Rücken. So gingen wir zu dritt langsam den Berg hinan, in der Mitte mein Vater, trotz seiner sechzig Jahre noch frisch und rüstig, der stattlichste Typus eines Achtundvierzigers, den ich je gesehen; zu seiner Rechten der Sträfling in seinen blauen Zwillichkleidern mit einem von Bartstoppeln überdeckten verdüsterten Gesicht, die zusammengerollte Bleiröhre über der Schulter tragend; zu seiner Linken ich, den Tornister auf dem Rücken.

„Wie lange seid Ihr schon in der Anstalt?“ fragte mein Vater den Sträfling.

„Sieben Jahr.“

„Und wie lange bleibt Ihr noch?“

„Acht Jahr.“

„Was hat Euch denn hineingebracht?“

„Ich bin Brandstifter,“ sagte der Sträfling.

„Ihr hattet wohl Schulden und wolltet die Versicherungssumme für Euer Haus beziehen?“

„Ich hatte niemals ein Haus und niemals Schulden. Ich war Knecht. Aber — aber —“ Darauf erzählte er seine Geschichte. Er war aus dem Dorfe Egliswyl gebürtig, wo er auch sein Verbrechen begangen. Ich war damals höchstens zwölf Jahre alt, aber seine Erzählung machte einen derartigen Eindruck auf mich, daß ich mich heute, zwanzig Jahre später, noch jedes einzelnen seiner Worte erinnere.

„Die Amrain-Susanne,“ begann der Sträfling, „das war eine! Der hatte es unser Herrgott an nichts fehlen lassen, weder außen noch innen. An der hätte jeder, der Mensch ist, seine Freude gehabt. Freilich, sie war auch die Tochter vom Gemeindeammann. Sie konnte es auch. Sogar in der Woche war sie immer gekämmt und gewaschen und trug ein weißes Hemd unter der Jüppe. Und ich war nur der Knecht, drüben beim Suter-Bauer und war von der Gemeinde verköstigt worden von Kind auf. Ich habe nie gewußt, wer meine Mutter gewesen ist, geschweige der Vater. Ich habe überhaupt nichts gewußt, nicht von Männern noch Weibern, nur vom

Vieh, von Kühen, Kälbern und Stieren: von denen habe ich gewußt, wozu sie in der Welt sind und wie alt sie sind, aber nicht von mir, bis es mir die Amrain-Susanne gesagt hat, der Vater habe gesagt, ich sei neunzehn Jahr und müsse in zwei Jahren zu den Rekruten. Sie holte den Wasserkessel vom Brunnen und ich hielt die Bethi an der Halfter, weil der Milchbub zur Stadt gefahren war. Sie sah mich an, daß ich mich umwandte, weil ich dachte, sie meine die Bethi, so groß waren ihre Augen. Du bist neunzehn Jahr, sagte ich ganz laut, wo ich die Bethi im Stall anband, und von da an ging es auch nicht mehr gut mit mir.

„Die Amrain-Susanne war die erste. Nie, solang ich denken kann, hatte ich bis dahin gewagt, sie von vorne anzusehen. Ich glaube, ich hätte es nicht einmal im Traum gekonnt. Ich hatte sie immer erst angesehen, wenn sie wieder dem Haus zuging und mir den Rücken zukehrte. Und nun machte sie solche Augen. Am nächsten Abend sagte sie, ich solle am Sonntag zum ‚Egli‘ kommen. Ich sagte, ich habe kein Geld. Sie sagte, das macht nichts. Am Sonntag ging ich zum ‚Egli‘ und stellte mich an die Thüre und sah, wie sie drinnen tanzten. Da regte sich was, ich wußte nicht was, ich hatte es nie gekannt und dachte nicht, daß es der falsche Teufel wäre. Da kam die Amrain-Susanne mit ihrer Freundin, der kleinen Marianne, und sie zogen mich herein. Zuerst mußte die Marianne mit mir

tanzen. Anfangs wollte es nicht recht zusammen gehen; ich hielt sie auch nicht fest, aber sie war so klug, als wir dreimal herum waren, da ging es schon so feurig wie bei den anderen, die mit ihren Uhrgehängen rasselten, und da fühlte ich es auch schon deutlicher, daß es etwas ganz Besonderes mit mir war. Und da ließ die Amrain-Susanne ihren Buben fahren und nahm mich, warm wie ich war, der Marianne aus dem Arm und tanzte mit keinem anderen mehr, bis es dunkel wurde im Saal. Nur zuweilen, wenn die Musikanten sich schneuzten, gab sie mir ein Glas Wein zu trinken, damit ich frisch blieb. Nachher drückte ich sie dann um so fester an mich, daß sie die Schultern zurückbog und mit den Schuhen nicht wußte wohin treten. Aber ich wußte es nun, was die Mädchen zum Tanz führt, daß es nicht die Musik war und nicht der Wein war, und machte so kleine Schritte und tanzte so bedächtig und fest wie keiner im Saal. Als der Tanz aus war, zog sie mich nach, an der Hand. Die Marianne mußte Streit anheben, daß niemand mitkam. Die Schuhe ließ ich auf der Straße, unter dem Brunntrog. Der Gemeindeammann trank im ‚Egli'. Am Bett waren oben zwei Rosen gemalt. Dann löschte sie aus und die Susanne wußte mir etwas, da hätte ich auch sterben können, ehe ich das gedacht. Als ich in unseren Stall zurückkam, und unsere fünf Kühe schliefen in der Reihe, da sagte ich mir selber: Es ist alles eins! Mensch oder Vieh — ich wollte nicht die Hand umkehren.!

„Alle Nacht stieg ich zur Susanne zum Fenster hinein und heraus und draußen sprang des Gemeindeammanns Barry an mir auf und leckte mir den Mund, wie ich es ihr gethan, ohne einen Laut in der Nacht. — Aber da war die Veronika, dem reichen Leser-Bauer die Tochter, ein stolzes Weibsbild, die war das erste Mädchen im ganzen Dorf. Am Sonntag gingen sie und ihre Gespaninnen das Dorf hinauf, alle in einer Reihe, daß kein Wagen vorbei mochte, die Veronika in der Mitte, weil sie die größte war. Und wenn ein junger Bursche daher kam, dann sahen ihm alle sieben ins Gesicht, gerade in die Augen hinein, bis er vorbei war; und wenn er vorbei war, lachten sie, daß man es bei der Kirche oben hören mochte. Die Veronika hatte auch ihren Buben, schon seit einem Jahr. Der Leser-Bauer durfte es wissen. Er achtete nicht darauf, weil die Veronika schaffte für drei und weil er so reich war, es konnte ihr gar nicht fehlen. Aber der Weber-Ruodi hatte die Auszehrung seit dem Herbst. Er konnte nur mehr drei Tänze machen im ‚Egli', soviel Wein er auch trank. Dann stützte er die Ellbogen auf den Wirtstisch und sagte kein Wort. Wie mich die Veronika dann tanzen sah, die ganze Nacht durch mit der Susanne, ohne daß ich mich einmal zum Tisch setzte, da kam sie und bat die Susanne um einen Tanz mit mir, sie wolle mich ihr nicht abwendig machen. Die Susanne wollte nicht, aber ich wollte schon und tanzte

mit ihr. Die Susanne lief hinaus. Draußen auf der Bank heulte sie. Dann ging sie. Und die Veronika lachte im Tanz, ich konnte ihr bis in den Hals sehen. Da spürte ich zuerst, wie heiß es in ihr war. Ich dachte mir, wie es bei der Susanne war, wie muß es bei der Veronika sein! Ich meinte, daß ich zwei Susannen im Arm hätte, so groß war sie. Und sie fühlte es wohl, was ich dachte. Mit jedem Tanz wurde sie größer. Die Susanne war mir gegen die Veronika nur mehr eine Geiß. Der Weber-Ruodi war auch gegangen. Wo man die Veronika nahm, war alles fest, als hätte man sie für den Metzger den Winter gefüttert. Wäre es ein dreijähriges Rind gewesen, bei meinem Eid, ich hätte zwanzig Napoleon dafür lösen wollen. Man fühlte es wohl, wie sie tanzte und schnaufte, daß sie zu Hause schaffte für drei. Wir kamen einander nicht aus den Armen und gingen heim, so wie wir getanzt hatten. Es schlug ein Uhr, da klopfte es an den Laden. Das ist der Weber-Ruodi, sagte sie und stand auf und sagte ihm Gutenacht zum Fenster hinaus, daß er nicht die Nachtbuben holte. Dann sagte sie, ich dürfe nicht mehr zur Susanne, und weil sie mir so lieb war, sagte ich ja. Aber am Tag darauf meinte ich, ich müsse doch zur Susanne gehen und ihr von der Veronika berichten. Deshalb ging ich zur Susanne, als es Nacht war, und berichtete ihr alles. Da sagte sie, sie sei nicht wie die Veronika; ihrethalben dürfe

ich zu jeder gehen, es sei ihr gleich; nur zu einer nicht, zu ihrer Gespanin, der kleinen Marianne. Zu der dürfe ich nicht gehen, weil sie ihre Gespanin sei. Sonst dürfe ich zu jeder gehen, auch zur Veronika. Ich sollte ihr versprechen, daß ich nie zur Marianne gehen wolle. Und weil die Susanne so gut war, sagte ich ja. Aber am anderen Tag dachte ich, es sei schlecht von der Susanne, daß sie mir verboten, zur Marianne zu gehen. Als dann unser Muni beschlagen wurde, weil Glatteis war und wir in den Wald fahren mußten, kam die kleine Marianne in die Schmiede und sagte, der Vater käme gleich, er braue noch einen Trank für dem Gemeindeammann sein krankes Roß. Da fragte ich sie, ob ich kommen dürfe. Die Marianne hatte noch nie einen Buben gehabt, aber die Susanne hatte ihr schon so viel berichtet, sie stand wie angefroren und sah nach dem Kohlenfeuer und ging leise die Treppe hinauf. — Sie hatte noch nie einen Buben gehabt.

„Im ‚Egli', am Sonntag, gab es Streit zwischen der großen Veronika und der Susanne. Da tanzte ich den ganzen Nachmittag nur mit der kleinen Marianne. Ich sah weder die Veronika noch die Susanne und als der Tanz zu Ende ging, hatten sie sich wieder ausgesöhnt und wir gingen zu vier nach Hause, die Susanne, die Veronika, die Marianne und ich. Sie hielten mich in der Mitte, weil sie Angst hatten, ich könnte ihnen davonlaufen. So gingen wir auch am nächsten Sonntag durchs Dorf,

und die Buben fluchten und verschworen sich, wie sie mich sahen, sie wollten mich erschlagen, und die Mädchen, die bei ihnen standen, lachten sie aus und staunten mich an wie ein Kamel, weil ich mit den drei schönsten Mädchen ging. Man sah es ihnen an, es wäre jede gern mitgegangen. Die Veronika, die Susanne und die Marianne sahen nicht nach rechts und nicht nach links, nicht auf die Mädchen und nicht auf die Buben. Untereinander diskurierten sie, es war wie drei Hanfrätschen, und dabei lachten sie, daß es das ganze Dorf hören mußte. Der Pfarrer kam daher durch den frischen Schnee und that, als sähe er nichts. Nur mir sah er unter die Augen. Aber ich dachte, es ist der Neid, weil er schneeweißes Haar hat. — Die kleine Marianne hatte mich so lieb, sie hatte mir eine Tabakspfeife geschenkt, vielleicht nur, weil sie noch nie einen Buben gehabt. Ich aber zeigte die Tabakspfeife der Susanne, und die Susanne schenkte mir eine große Pelzmütze. Und ich zeigte die Pelzmütze der Veronika, und die Veronika schenkte mir eine silberne Uhr. — Aber die Susanne und die kleine Marianne waren nicht mehr so gut miteinander; und deshalb kam die Marianne, weil sie wußte, daß ich immer noch zur Susanne ging, einmal, als sie Milch holte, mit der Bertha zusammen, die vom Schullehrer aufgezogen wurde und auch noch nie einen Buben gehabt. Wir diskurierten lange unter der Stallthür. Die Bertha war mir

nicht lieb. Sie hatte die Augen zu nahe beisammen und man sah ihr die Zähne nicht, aber ich schämte mich, es zu sagen. Ich meinte, es könne mir schaden bei den anderen. Aber sie that so wüst, als ich kam, es war nur ihre Freude, das wollte mir nicht gefallen. Ich sagte zu mir selber, sie thut so wüst, weil ich zu gut bin für sie, sonst thäte sie nicht so wüst. Da gehst du besser zur Veronika, die thut nicht so wüst über dich, aber dafür ist sie ein Weibsbild. Ich ging zur Veronika und da sagte ich zu mir selber, wenn du nur die Veronika hast, sie ist die Schönste, dann kannst du jede haben; aber der Veronika sagte ich nicht, daß ich bei der Bertha gewesen. Und so kam es, daß, als man die Sommerfrucht säete,. da tanzte kein Mädchen im ‚Egli‘ und keine ging in die Spinnstube, bei der ich nicht gewesen zur Nacht. Aber die große Veronika und die Amrain-Susanne und die kleine Marianne, die hockten zusammen jeden Abend und warteten nur, daß ich kam, daß sie mit mir das Dorf hinaufgehen mochten, daß es alle sahen, wie gern sie mich hatten, und ging keine mit einem andern Burschen mehr. Am Tag schaffte ich, daß es mir eine Freude war. Der Suter-Bauer hatte auch seine Freude. Alle staunten, wie ich in die Breite gegangen war seit einem Jahr. Ich hatte Schultern, man hätte mich können in den Pflug spannen, und nahm mehr auf die Hutte als der Müller-Werni am Bach, wenn ich schon alle Nacht

aus war und er nicht. Und bäumige Arme hatte ich bekommen; und gescheit war ich geworden, da fragte mich keiner mehr, wo Hüst oder Hott ist; dem hätte ich's zeigen wollen! — Jetzt hat er das Maß, sagte der Suter-Bauer. Jetzt schicken sie ihn nicht zurück bei den Rekruten.

„Es war mitten im Sommer. Da machte ich die Stallthür auf in der Nacht, ich wollte zur Amrain-Susanne. Da stand die Suter-Bäuerin vor dem Stall. — Hans, wohin willst du in der Nacht? — Kümmert Euch das, Bäuerin? — Hans, ich berichte es dem Suter-Bauer. — Da ging ich zurück in den Stall. Die Suter-Bäuerin war dreiundfünfzig Jahr alt. Sie hatte einen Kropf. Ihr Gesicht war nicht wie Wiesenland; es war wie Ackerfeld. Aber ich sagte mir, es ist für die Amrain-Susanne und für die Veronika, sonst macht sie dem Suter-Bauer Bericht. Die Bethi wandte den Kopf im Schlaf, aber die Suter-Bäuerin that, als kenne sie die Bethi nicht. Ich aber sah ein Mal. Und ich sagte: Wenn Ihr dem Suter-Bauer berichtet, ich gehe aus bei der Nacht, dann berichte ich dem Suter-Bauer, Ihr habt ein Mal. — Da kam sie nie mehr in den Stall und ich ging, wohin mich der Teufel trieb.

„Und dann kam das Heuet und dann kam die Ernte und dann kam das Emd und dann kam die Weinlese, und an der Weinlese hat mich der Herrgott gestraft, daß ich mein Leben abkürzen sollte und zum Brandstifter werden. Dort drüben war

es, auf dem Schloß Wildegg. Der Rebmann auf dem Schloß, weil er ein Egliswyler war, nahm die Leser und die Leserinnen von Egliswyl. Es war ein reiches Jahr, das letzte, in dem ich Trauben in der Tanse getragen. Die Weinlese währte drei Tag. Wir waren sieben Mannsbilder und zwanzig Weibervölker. Alle waren dabei, die große Veronika vorne an. Und am dritten Tag, am Abend, da brachte der Schloßherr einen Zigeuner mit, der hatte eine Fiedel, und da tanzten wir auf dem Rasen im Schloßhof. Die Schloßbuben hatten Laternen aufgehängt und da kamen die Mägde aus dem Haus und tanzten auch mit. Da war eine, die war das Stubenmädchen, die war aus dem Schwabenland. Die war dünn und klein wie ein Kienspan, aber Augen hatte sie, die gingen mir ins Fleisch, daß ich sie nicht mehr vergaß, und ich sehe sie heute noch. Die tanzte nur einmal mit mir, aber als wir gingen, kam sie mit, mit der dicken Köchin, den Weg entlang und sang. Das hörte ich die ganze Nacht. Ich war nicht zur Marianne gegangen, obschon sie wollte. Ich lag im Stall und schaute in die Laterne, und am anderen Tag war ich so müde, wie ich es nie gefühlt im Leben. Am Abend ging ich wieder nach Wildegg hinunter, weil eine Tanse vergessen war, und da kam das Stubenmädchen mit mir in den unteren Hof unter die Felsen und gab mir den Mund zum Küssen. Als ich ging, fühlte ich es hier, wo die Brust ist, da that es weh, ich wußte

nicht, was das ist, weil ich niemals krank gewesen war auf der Brust. So ging ich den zweiten Abend wieder hinunter und bat sie, ich wolle bei ihr sein bis am Morgen, aber sie sagte nein. Da habe ich geweint. Drei Tage ging ich nur auf das Feld hinaus, aber ich konnte nicht schaffen. Der Suter-Bauer sagte: Was ist dem Hans? Er ißt nicht und trinkt nicht und schafft nicht mehr. — Da ging ich nachts zur Veronika. Die Veronika war voll Freude, aber als ich von ihr ging, war mir schlimmer als zuvor. Ich ging wieder hinunter in der Nacht, nach Wildegg. Bei jedem Schritt wurde mir besser. Das Schloßthor war zu, alles war finster. Da saß ich bis am Morgen und ging nicht mehr nach Egliswyl; ich verdingte mich unten im Dorf. Dann ging ich jeden Abend hinauf, wenn es dunkelte, und konnte ich nur einen Zipfel ihrer Schürze sehen, so wurde mir wohl, so wohl war es mir nie gewesen, seit ich auf der Welt bin. Unter der Woche fuhr ich mit einem Klafter Holz nach Lenzburg ins Städtchen. Da kaufte ich einen Ring, daß ich etwas hatte, wenn ich zu ihr kam. Ich war mir zu gering für sie. Deshalb kaufte ich den Ring, so konnte ich besser zu ihr gehen. Sie lachte, als sie ihn nahm und gab mir ihren Mund. Dann sagte sie, ich dürfe übermorgen wiederkommen, wenn es dunkel sei. Und als ich den Berg hinunterging, da sagte ich mir: dort drüben liegt Egliswyl und jetzt bist du ein guter Mensch, jetzt kann es dir nicht mehr fehlen in diesem Leben.

Ich hatte nie gemeint, daß ich ein so guter Mensch war. Aber das war eben der Teufel, so kommt er, als wenn es unser lieber Herrgott selber wäre. Geschafft habe ich die drei Tage, bis ich die Marie sah, das war ihr Name, der Bauer hatte nie einen solchen Knecht gehabt. Und so weiter, immer drei Tage, bis ich sie wieder sah und mit ihr redete am Abend. Da kamen mir auch Gedanken unter dem Schaffen: Wenn du vom Militär kommst, dann trägst du jeden Rappen zur Sparkasse, bis es genug ist zu einem Strohhaus und einem Acker. Dann gehst du hinauf aufs Schloß und fragst die Marie, ob sie deine Frau sein will. Und wenn sie nein sagt, dann gehst du nach Amerika und heiratest nie und wenn du hundert Jahr alt wirst. Aber sie sagt nicht nein, die Marie; das wäre schlecht, sonst müßte sie es gleich sagen und dir nicht sagen, du solltest übermorgen wiederkommen. So sagte ich am Morgen und am Abend zu mir, wenn ich dem Vieh im Stall frische Streu gab, und ich sagte zu dem Vieh, wenn es nicht beiseite wollte: Davon versteht ihr nichts. Das begreift ihr nicht in euren Köpfen. Es ist eben ein Unterschied, ob man Mensch oder Vieh ist!

„Jetzt habe ich sieben Jahre darüber nachgedacht, aber ich begreife noch nicht, was mich dort unten in die Anstalt gebracht, daß ich die schönsten Mannesjahre mir zur Schande schaffen muß und habe keinen Ertrag davon. — Die Marie war ein loses Geschöpf,

und wie wir drei Wochen uns abgeschleckt hatten, den Mund und den Hals, unten, im unteren Hof, unter dem Felsen, in Schnee und Kälte, daß sie oft naß war bis an die Knie, da wollte sie es wärmer haben, und ich war ihr auch nicht böse darum. Da zeigte sie mir an dem Felsen, wo man hinaufklettern konnte, weil sie allein schlief in einem kleinen Gemach, unter dem großem Fenster, wo die Schloßfrau schlief, in dem wilden Felsen gehauen. Und da stieg ich hinauf, in der Nacht, wie es zwölf Uhr schlug unten im Dorf, und bebte, daß nicht ein Stein ins Gebüsch hinunterfiel und die Herrschaft oben erwecken könnte. — Die Marie machte leise das Fenster auf und machte es wieder zu. Dann gab es eine Stunde kein Wort. Und als ich von ihr ging, war sie noch ebenso, wie sie gewesen, als ich zu ihr kam. Es war nicht ihre Schuld und es war nicht meine Schuld. Es war der falsche Teufel.

„Über die Felsen stürzte ich hinunter. Ich hatte kein Gefühl in Händen und Füßen. Und dann fühlte ich es hier oben, hier an der Kehle, als hätte ich einen Strick darum und würde gehenkt. Und vorn auf der Brust und im Rücken fühlte ich es und dazwischen war es, als würde alles ausgebrannt mit glühendem Eisen. Und vergiftet war ich in allen Adern, von Fuß bis zu Kopf. Anfangs wollte ich mich ertränken, aber dann dachte ich: Nein, was denkt sie dann von mir! Was denkt sie dann von mir! — Sie hatte nicht geweint und nicht gelacht

Sie war wie zu Eis erfroren gewesen. Und dann dachte ich an die Amrain-Susanne, an die Veronika und an die Marianne. Die sind schuld, sagte ich mir, die sind schuld! — Es war nicht wahr, das weiß ich, aber ich sagte es mir so, und lief hin, die Straße nach Egliswyl. Manchmal in der Anstalt ist es mir schon schlimm gewesen um die Seele in den sieben Jahren, daß ich geheult habe und mich gekrümmt auf den Fliesen, bis sie mich eingesperrt haben, wo kein Licht und keine Luft ist. Aber dann dachte ich an jene Nacht zurück und sagte mir: sie mögen mit dir thun, wie sie wollen, Schlimmeres, als was du in jener Nacht erlitten, giebt es nicht auf Gottes Welt: und das hast du hinter dir. Sie mögen thun mit dir, was sie wollen. Hätte mich damals einer genommen und gebunden und über die Bank gelegt und geschlagen, ich hätte ihm dafür danken wollen bis an mein Ende. Aber da war niemand. Ich war allein. Ich schrie und brüllte wie ein Tier im Schlachthaus, als ich über den Berg durch den Wald kam. Aber es half mir nichts. Immer kam es wie Flammen über mich, immer von neuem, immer brennender. Es war, als wäre ich in einem brennenden Haus. Ich konnte nicht hinaus. Zu den Fenstern, zu den Thüren, wo ich hinsah, schlugen mir heiße Flammen ins Gesicht. Und unter mir glühte der Boden, wenn er schon gefroren war, daß ich stampfte und lief, als wäre der böse Feind hinter mir. So trieb es mich, anfangs wußte ich

noch nicht, was thun, aber auf einmal ging es mir auf. Und da wurde mir besser, aber ich rannte nur weiter fort, ich dachte, der Tag könnte vorher dämmern. Da sah ich nur noch Flammen und Flammen. Über mir in den Bäumen brauste es. Es war der Biswind. Der kommt recht, sagte ich mir. Du mußt anfangen, wo der Wind herkommt, daß er es weiterträgt. Der Feuerweiher ist zugefroren, sagte ich mir. Das ist recht, das ist recht. Und als ich ans Dorf Egliswyl gekommen, da schlich ich links herum, weil von dort der Wind kam, und kroch in fünf Häuser außen unter das Strohdach und auf den Heuboden, das dritte war dem Leser-Bauer sein Haus, und ich dachte an die Veronika, wenn sie nur mit verbrennt, und legte Feuer an. Dann lief ich zurück. Als ich hinauf an den Wald kam, leuchtete es schon auf, und ich wärmte mein Herz daran. Mitten im Wald war ich noch, da läuteten die Glocken im Städtchen Lenzburg, und auf dem Staufberg und drüben in Amriswyl. Und dann ging es Bum-bum. Das war der Feuerwächter auf dem Schloß Lenzburg. Der schoß die Kanone los und ich dachte, es hat gezündet, man wird es auf eine Stunde im Umkreis sehen. Als ich aus dem Wald kam, war auch alles rot hinter mir am Himmel und unten, auf der breiten Landstraße, hörte ich die Feuerspritze hinausrasseln. Die können lange spritzen, sagte ich mir, wenn sie kein Wasser haben, und rannte weiter nach Wildegg hinunter. An den Felsen

kam ich hinauf, ich weiß nicht wie und klopfte leise ans Fenster. Da kam die Marie im Hemd. Laß mich ein, sagte ich. Ich wußte, ich sagte es so, daß sie mußte. Mach auf, Marie! Da machte sie auf. — Hast du gehört, es brennt! — Was brennt? Wo brennt es? — Siehst du es dort? Der ganze Himmel brennt! — O Gott im Himmel! Barmherziger Himmel! — Es brennt! Es brennt! Das ganze Dorf brennt! Das Dorf Egliswyl! Das habe ich gethan. Sieh, wie es leuchtet. An fünf Ecken habe ich es angezündet, Marie! Sieh hin, sieh hin! Bin ich ein Mann oder nicht? —

„Aber sie war immer noch wie Eis. Es rührte sie nicht. Weiß war sie im Gesicht. Sie kleidete sich an, so rasch es ging und weckte das ganze Schloß. Und dann lief sie hinunter auf die Schreiberei, schellte die Leute heraus und sagte, sie wisse, wer das Dorf Egliswyl angezündet. Ich sei es gewesen. Ich habe mich bei ihr verbergen wollen, in ihrer Kammer; so verhaßt war ich ihr. Da kamen sie herauf mit der Zwangsjacke; ich stand noch immer am Fenster, sah wie der Himmel immer noch röter und röter wurde und hatte meine Freude daran. Ich spürte die glühenden Eisen nicht mehr in der Brust. — Da nahmen sie mich und führten mich in den Schloßhof. Die Marie stand dabei. Gelacht hat sie nicht, ich weiß nicht warum. Sie war nur ruhig und kalt.“

Wir waren oben am Berg angekommen, wo der

Erdrutsch war. Drüben, in der Entfernung von einer Stunde, lag das Schloß Wildegg in warmem Abendsonnenschein. Die Fenster glitzerten. Mein Vater hätte mich während der Erzählung jedenfalls gerne fortgeschickt, wenn auf dem Wege den Berg hinauf eine Veranlassung dazu gewesen wäre. Ich hatte das sehr wohl gefühlt. Der Sträfling reckte seine knochige Gestalt und legte die Bleiröhre auf den Rasen. — Übrigens mochte mein Vater sich auch gesagt haben, ich verstände nichts von dem Gesprochenen. Thatsächlich verstand ich es damals noch nicht. Ich hatte nur den Eindruck der Leidenschaftlichkeit. Das Verständnis ist mir erst viel, viel später aufgegangen. Der Sträfling mußte damals schon wieder in Freiheit sein.

Rabbi Esra.

„Moses, Moses, du gefällst mir nicht. Warum willst du dich verloben mit zwanzig, wenn du erst willst heiraten mit fünfundzwanzig?“ — Der alte Esra sah seinem Sohne zwischen den Wimpern durch, als wollte er im Inneren des Kopfes eine kabbalistische Flammenschrift entziffern.

„Ich liebe Rebekka.“

„Du liebst die Rebekka? Woher weißt du, daß du liebst die Rebekka? Will ich dir glauben, daß du liebst einen kleinen Fuß, eine weiße Haut, ein bartloses Antlitz; aber woher weißt du, daß es ist die Rebekka? Du hast studiert das Römische Recht und das Christliche Recht, aber du hast nicht studiert die Frauen. Habe ich dich erzogen zwanzig Jahre mit Sorgfalt, daß du mir anfängst dein Leben mit einer Narrheit? Wieviel Frauen hast du gekannt, Moses, daß du kannst kommen zu deinem alten Vater und sagen, du liebst?“

„Ich kenne nur Eine und die liebe ich von ganzem Herzen.“

„Von ganzem Herzen, wie heißt? — Hast du kennen gelernt dein ganzes Herz?“

„Ich bitte dich ernstlich, lieber Vater, über meine Gefühle nicht spotten zu wollen.“

„Moses, Moses, werd' mir nicht rappelköpfig. Ich sage dir, werd' mir nicht rappelköpfig. Laß dir erzählen eine Geschichte. Komm, setz dich zu mir, auf den sammtenen Diwan. Ich will dir erzählen von meinem Vater, was er mir hat gesagt, als ich war zwanzig Jahre. Esra, hat er mir gesagt, wenn du heiratest, heirate eine reiche Frau. Laß dir sagen von deinem Vater, daß die Frau ist vergänglich. Aber so ein blanker Thaler, Esra, der kann sich halten durch Generationen! — Habe ich mir gedacht, daß er ist ein alter Mann und habe ich ihm geschworen, daß meine Braut wird mitbekommen dreißigtausend Thaler. Aber ich will dir erklären, Moses, warum ich sie habe geliebt, warum ich sie habe geheiratet, die kleine Lea, warum ich habe in Trübsal gelebt mit ihr, bis sie ist hingeschwunden wie der Schnee in der Hand. Weil ich nicht habe gekannt die Frauen, weil ich nicht habe gekannt den Esra, mich selbst.

„Moses, ich bin ein alter Mann und will von der Welt nichts mehr, als daß es dir möge gut gehen. Aber mit zwanzig Jahren, da war es in mir, wie in einem Hühnerstall in der Früh, wenn die Sonne aufsteigt. Wenn ich bin gegangen auf der Straße und ist gekommen ein Christenmädchen oder eine von unserem Stamm, dann habe ich sie gefühlt in den Fingerspitzen und habe gewünscht, daß ich

wäre gewesen der König Salomon mit fünftausend Weibern. Aber sie mußte geschaffen sein als hätte sie gemacht der Herr für sich selbst, Moses, versteh mich recht, mit allem angethan, was das Weib kann an Schätzen besitzen. Wenn sie war klein und blaß und dünn und flink wie eine Ratte, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach ihrer Seite, weil es mich hat in den Augen geschmerzt, sie zu sehen. Aber wenn sie war gewachsen wie Cedern auf Libanon, dann habe ich den Regenschirm gesenkt nach der anderen Seite, und habe ihr Bild mit nach Hause genommen und habe es geschaut über dem Talmud, und in den heiligen Worten habe ich gehört den Takt ihrer Füße. Und in der Nacht ist es zu mir gekommen und hat mich aufgesucht in meinen Träumen, das Bild — Gott der Gerechte, habe ich es vor mir gehabt, wie Moses, dem du dankst deinen Namen, auf Nebo das Gelobte Land; hätte ich es können greifen mit Händen, habe ich gesehen Milch und Honig fließen und konnte nicht gelangen über den Jordan durch den Willen des Herrn.

„Aber da habe ich mir gesagt — Moses, kannst du dir denken, was ich mir habe gesagt? — Nu, habe ich mir gesagt, du bist ein Kind des Teufels, du bist es gewesen von Mutterleib. Wenn du wirst nachgeben deinen Gelüsten, wenn du wirst über den Jordan gehen, so wird dich treffen der Zorn und du wirst sein ein Kind des Todes. Du sollst nicht gehen zu Weibern, die den Sinnen gefallen, sondern

zu Weibern, die dem Herzen gefallen, wenn dein Fleisch nicht soll werden wie das Fleisch Hiobs, wenn das Werk deiner Tage und Nächte nicht soll werden verflucht und wenn du nicht willst Gras fressen wie Nebukadnezar.

„Und da bin ich gegangen zum alten Hesekiel und habe ihm gesagt, er soll mir geben seine Tochter Lea, und hab' ihm geschworen, ich wolle ihr legen die Händ' unter die Füß'. Sie war ein Mädchen, die Lea, wie ein Schatten auf einer Fensterscheibe, man hätte sie können nehmen als Lampenschirm, aber ich hab' sie geliebt, weil ich mir habe gedacht, sie wird mich erretten vor mir selbst, vor dem Teufel und vor dem Tod, den ich gefühlt habe Tag und Nacht über meinem Haupte. Anfangs hat sie mich nicht gewollt, denn ich war groß und breit und sie war klein und dünn, daß sie sich hat geniert mit mir zu gehen über die Straße. Aber weil kein anderer ist gekommen, hat sie mich genommen.

„Jetzt, Moses, höre von deinem alten Vater, wie unser menschlicher Verstand ist beschränkt und wie all unsere Einsicht ist eitel. Ich hatte die Süßigkeit der Liebe noch nicht gekostet, Moses, gerade wie du; ich war noch keusch wie der Tau auf Hebron, gerade wie du, wiewohl du studiert hast das Römische Recht und das Christliche Recht und hast vernachlässigt Moses und die Propheten. Aber als ich gekostet die Süßigkeit der Liebe mit Lea, da habe ich erkannt, daß sie ist eine Sünde vor dem Herrn,

und habe dem Herrn gedankt, daß er mir gegeben ein Weib, das mich nicht läßt wandeln die Wege der Gottlosen. Hatte ich mir doch geträumt in meinen einsamen Nächten, daß die Liebe werde erfreuen den Leib als ein Labsal, und siehe, sie schmeckte nicht süßer, der Lea und mir, als wie die Medizin schmeckt dem Kranken. Und so nahmen wir sie, wie man nimmt Medizin, mit geschlossenen Augen und Würgen im Hals und nicht mehr als der Arzt hat verschrieben; und wenn es war durchgekostet, dann fühlte man sich gerichtet vor Gott und verdammt und wich sich aus wie Diebe bei der Nacht, die einander betroffen bei teuflischem Werke. Da habe ich mir gesagt: Du hast recht erkannt, Esra, daß die fleischliche Liebe ist Satansdienst und nicht würdig, daß der Mensch ihr obliege. — Aber, Moses, glaub deinem alten Vater, ich war nicht glücklich.

„. . . ich war nicht glücklich, Moses, mein Sohn, der Herr ist mein Zeuge; denn ich konnte so wenig reden mit meiner Lea, wie ich kann reden mit meinem Kleiderstock oder wie ich kann reden mit meinen Fingernägeln. Ihre Gedanken waren nicht meine Gedanken, weil meine Gedanken sind meine Gedanken und weil sie hat keine gehabt. Da habe ich mich gewendet in die Einsamkeit, und die Einsamkeit war gesprächiger als meine Lea, und habe mir gesagt: Esra, du hast gekauft eine Katze im Sack; auf dein Haupt die Verantwortung. Du hättest sie können prüfen, ob ihr Geist ist geschaffen für deinen Geist,

ob ihr Herz ist der Bruder zu deinem Herzen. Laß sie nicht merken, Esra, daß du hast gekauft eine Katze im Sack, denn sie ist unschuldig wie das Lamm, das zur Tränke geht. Warum hast du nicht ebenso sorgfältig ausgesucht, als du dir genommen eine Frau, wie du aussuchst, wenn du gehst in den Laden und kaufst dir für eine Mark zwanzig eine Krawatte?!

„So habe ich gelebt mit ihr und gelitten und geschwiegen zwei Jahre und habe sie immer noch geliebt, meine Lea, weil sie mich hat gefeit gegen die Verlockungen des Fleisches, bis sie mir hätte sollen schenken ein Knäblein und hätte nicht Raum dafür, und es dem Herrn hat gefallen, daß er sie hat von mir genommen, samt meinem Kind.

„Moses, da war mir, als hätte man mir ausgebrannt mit glühenden Eisen die Eingeweide aus meinem Leib, als wäre niedergebrannt und ausgestorben die Erde, als wäre ich allein geblieben zu tragen den Fluch. Da habe ich mich empört wieder Jehova, da habe ich geschrieen: Verflucht sei dein Name! Warum hast du mir genommen ein Weib, das ich mir habe gewählt, um dir zu dienen! Bist du geschlagen mit Dummheit, daß du zerschmetterst dein Kind und verschonst deine Feinde! Kannst du nicht nehmen das Lamm dem Reichen; mußt du es nehmen dem Armen, dem es ist gewesen sein Alles! Verflucht sei dein Name! Mußt du mich preisgeben der Anfechtung, mußt du mich stoßen hinaus

in Versuchung und Sünde, mußt du mich wieder lassen kommen in die Hände der Gottlosen, nachdem ich mit Mühe und Not meine Seele geborgen vor deinem Zorn! Verflucht sei dein Name! Verflucht sei dein Name! Auf dein Haupt meine Verdammnis! — Und da bin ich gegangen, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Ja, Moses, daß du es weißt, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Nicht daß ich dir sage, Moses, mein Sohn, daß du sollst gehn zu den Töchtern der Wüste. Mach's wie du willst. Aber ich, dein Vater Esra, ich bin gegangen zu den Töchtern der Wüste. Und wie ich bin gegangen, da habe ich Jehova geflucht: Du, Herr, bist schuld, daß ich gehe, meinen Jammer zu erwürgen, zu den Töchtern der Wüste. Warum hast du mir genommen meine Lea!

„Und nun, Moses, sperr deine Ohren auf, daß du mich recht verstehst. — Habe ich gekostet von Christenmädchen, habe ich gekostet von Judenmädchen, habe ich gekostet von den Töchtern Hams. Habe ich nicht ausgesucht, was meinem Herzen war gefällig; habe ich ausgesucht was meinen Sinnen war gefällig, weil ich war gekommen zu erwürgen meinen Jammer, weil ich war gekommen zu vergessen meine Lea. Habe ich mir ausgesucht, was da war gewachsen wie Cedern auf Libanon, was da war angethan mit allem, was ein Weib kann an Schätzen besitzen. Und habe ich gefunden, daß je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto verständiger konnte

ich reden zu ihr, desto verständiger hat sie geredet zu mir, desto freundlicher ist sie gekommen, desto mehr hat sie behagt meinem Herzen. Und habe ich gefunden, Moses, mein Sohn, daß, je mehr sie hat behagt meinen Sinnen, desto weniger habe ich gespürt von Sünde, desto gerechter ist mir geworden zu Mut, desto näher habe ich mich gefühlt dem Allmächtigen. Moses, und wenn du mir bötest eine halbe Million, ich möchte sie nicht nehmen um diese Erkenntnis. Nein, ich möchte sie nicht nehmen, denn die Erkenntnis trägt Zinsen zu zwanzig Prozent, zu dreißig Prozent, zu hundert Prozent; und die Zinsen sind Kinder und Kindeskinder. Kann man unglücklich sein mit einer halben Million, aber kann man nicht unglücklich sein mit der Erkenntnis, daß die fleischliche Liebe nicht ist Teufelsdienst, wenn der Mensch die Pfade wandelt, die ihm der Herr gewiesen, weil er zwei Menschen hat für einander geschaffen außen und innen, an Leib und an Seele.

„Bin ich hingegangen, bin ich zusammengebrochen, hab' ich mich geschlagen vor die Brust, habe ich geschrieen: Herr, Herr, ich habe deinen heimlichen Rat gehört. Fängst du die Weisen in ihrer Listigkeit, daß sie des Tages in Finsternis laufen und tappen im Mittag wie in der Nacht! — Und dann bin ich gegangen, Moses, und hab' mir ein Weib gesucht mit all meinen Sinnen. Hab' ich gefunden Sarah, die Tochter Mardochais, herrlich anzuschauen, wie die neugeschaffene Erde, und sie ist geworden deine

Mutter. Habe ich ihr geprüft Herz und Nieren und habe ich gefunden, daß ihr Herz ist der Bruder zu meinem Herzen. Und in der Hochzeitsnacht, Moses, mein Sohn, in der Nacht, der du verdankst dein Leben, da habe ich erkannt, daß ihr Leib war der Zwilling zu meinem Leib; und habe gelobt den Herrn, dessen Geist nicht lügt, dessen Wahrheit offenbart ist in seinen Werken." —

Rabbi Esra wischte sich den Schweiß von der Stirne und atmete schwer. Moses schlich gesenkten Hauptes von hinnen.

Der greise Freier.

Leonie Fischer war eine feine Natur. Ihre Züge waren eher süß als schön zu nennen. Der Reiz lag in dem Ausdruck der Augen und in den etwas emporgezogenen Mundwinkeln. Der Menschenkenner, der sie sah, mußte sich aber sagen, daß das keine vergänglichen Reize waren, sondern daß die alte Frau in weißem Haar noch ebensosehr dadurch auffallen werde, wie es jetzt das junge Mädchen that. Von vollendeter Schönheit war ihre Kopfform und der eigentümliche Ansatz der glänzend schwarzen Haare, die sich dicht an den Kopf anschmiegten. Ihre Büste war knospenhaft, ihre Hüften hätten stärker sein können, aber ihr Schuhwerk trug die Nummer 36 und ihre Hände wären jedenfalls hübsch gewesen, wenn sie nicht, seit sie die Schule verlassen, zu Hause die Wirtschaft geführt, gekocht, geputzt und gewaschen hätte.

Leonie Fischer war eine von jenen Naturen, die sich in allen Lebenslagen und unter Menschen jedes Standes zurecht finden, die niemals anstoßen, dank einem angeborenen feinen seelischen Takt und einer selbstlosen Denkungsart; eine von jenen Naturen,

die immer mit anderen empfinden und die nur glücklich sein können, wenn es ihre Umgebung ist.

Leonie Fischer hatte seit ihrem fünften Jahr keine Mutter mehr und war nie aus dem kleinen Städtchen Lenzburg herausgekommen. Ihr Vater stand den Tag über in seinem Spezereiladen und abends saß er mit einigen griesgrämigen Graubärten in einer der unzähligen Wirtschaften um einen runden, spärlich erleuchteten Tisch herum und kam nie vor elf Uhr nach Hause. Seit ihre ältere Schwester tot war, hatte das Mädchen fast jeden Abend zu Hause allein zugebracht mit einer feinen Häkelei und einem Buch aus der Stadtbibliothek und hatte sich nie gelangweilt. Schon mit siebzehn Jahren hätte sie sich sehr gut verheiraten können. Ihr Vater hatte damals mit der Faust auf den Tisch geschlagen und sie eine verdrehte Fratze genannt, weil sie die Partie ausgeschlagen. Aber sie hatte nur ruhig vor sich hingelächelt; sie wartete, bis der Rechte kam, sie war nicht für das Herumprobieren. Und als der Rechte kam, da besann sie sich auch nicht erst lange, sondern griff gleich mit beiden Händen zu. Er war von mittlerer Statur, fünfunddreißig Jahr alt, hatte einen elastischen Gang, ein einträgliches Geschäft und, was seiner Braut beinah die Hauptsache war, er verstand es, wenn es ihr gerade darum zu thun war, ernst zu sein, und sie konnte mit ihm ruhig über Dinge reden, die

weder mit seinem Geschäft noch mit der Spezereihandlung ihres Vaters in Beziehung standen.

Das junge Paar machte seine Hochzeitsreise an den Gardasee. Da saßen sie am Nachmittag im Sonnenschein nebeneinander auf der Veranda, sprachen wenig, schämten sich ein wenig ihrer Mattigkeit und waren mit vollem Herzen dem Augenblick für seine Schönheit dankbar. Leonies feine Mundwinkel verzogen sich zu einem Lächeln, so oft ihre Augen denen ihres Gatten begegneten. Er warf ihr dann einen strengen Blick zu, darauf wurde sie jedesmal rot bis unter die Haare, und dann sah er sie so hilflos flehentlich an, als wollte er sie um Verzeihung bitten. Der Schluß war immer der, daß sie ihre Hand in die seinigen legte und mit warmer Empfindung von ihm kajolieren ließ. So ging es täglich bis Sonnenuntergang. Leonie genoß ihr junges Glück ohne Ziererei, in absoluter Hingebung, aber auch ohne Urteil, ohne jedes Ansehen der Person. Sie liebte vorderhand nur die Liebe, und nur manchmal freute sie sich im stillen für die Zukunft darüber, einen so liebenswürdigen braven Lebensgefährten gefunden zu haben. So hatte sie es sich auch erträumt, während all der Jahre, wenn sie abends allein zu Hause saß. Als sie vor dem Altar neben ihrem Erwählten das Ja aussprach, hatte sie sich im stillen das Versprechen gegeben, nie jemand anders, als nur sich selbst dafür verantwortlich machen zu wollen, ob sie glücklich werde oder nicht.

Und außerdem hatte sie inbrünstig zum Himmel gefleht, ihr und den Ihrigen seine schweren unvorhergesehenen Schicksalsschläge ersparen zu wollen.

Es war ruhig geworden in dem großen Hotel. Die Zimmerthüre war fest verriegelt, die schweren grünen Vorhänge waren geschlossen, auf dem Tisch brannte die Nachtlampe; Mitternacht war längst vorbei und das Pärchen konnte den Schlaf nicht finden. Das kam jedenfalls, weil man sich tagsüber so wenig Bewegung machte und weil man nach dem Abendessen noch eine Tasse Kaffee getrunken hatte.

„Wie kommt es," sagte der junge Mann im Flüsterton, „daß du mit deinen zwanzig Jahren und mit der Leidenschaft, die du in dir hast, sonst immer so ruhig bist. Wenn man dich draußen im Leben sieht, wie du sprichst und wie du dich benimmst, möchte man glauben, du wärest früher schon einmal auf der Welt gewesen. Andere Mädchen in deinem Alter sind immer gleich aus dem Häuschen, und du wirst nur immer stiller und gefaßter, wenn dir etwas Unangenehmes in den Weg kommt."

„Vielleicht kommt es von dem, was ich als Kind durchgemacht," sagte das junge Weib. In ihren Augen spiegelte sich ein feiner Lichtschimmer. Sonst war alles Nacht umher.

„Was hast du denn durchgemacht?"

„Als meine Schwester starb. Habe ich dir das nie erzählt?"

„Nein. Ich erinnere mich wenigstens nicht."

„Du hast ihre Photographie gesehen. Sie war beinahe einen Kopf größer, als ich jetzt bin, und viel kräftiger, am ganzen Körper. Sie hatte Arme, daß ich sie mit beiden Händen kaum umspannen konnte. Aber sie war gar nicht plump oder schwerfällig. Sie war gelenkiger als ich, und wenn sie ging, dann sah es aus, als ob sich der Boden bei jedem Schritt ihrem Fuß anschmiegte. Das kam vielleicht, weil sie so volle breite Hüften hatte. Das Schönste an ihr war der Hals. Wenn ich jetzt an sie zurückdenke, sehe ich immer zuerst ihren schönen runden Hals und die runden Schultern darunter. Aber sie war als Mädchen schon so stark, wie es sonst eine Frau erst wird, wenn sie zwei oder mehr Kinder gehabt hat. Kein Mensch hätte gedacht, daß die sterben müßte. Nur sie selber, sie machte sich immer die schrecklichsten Gedanken, so weit ich mich erinnern kann. Das stand ihr auch in den Augen geschrieben. Wenn man sie ansah, glaubte man, im nächsten Augenblicke kommen ihr die Thränen. Sie erzählte einem lange Geschichten von einem Unglück, das geschehen sei, oder das kommen werde; und wenn man nachher ruhig darüber nachdachte, so war nichts, aber auch gar nichts daran. Immer war sie aufgeregt und scheu. Vor lauter Angst, vor Unglück und Tod fand sie eigentlich nie recht den Mut, auf der Welt zu sein, bis ganz zuletzt, da kam es ihr anders. Aber das war es eben auch, was ihr nie Ruhe gelassen. Sie hatte kaum lange Kleider

bekommen und war konfirmiert worden, da dachte sie schon immer und immer nur an das eine: wie und wann sie sich verheiraten werde. Und dabei hatte sie so eine Ahnung, ich weiß nicht woher, daß es niemals kommen werde, daß sie es nicht erleben würde, daß sie vorher fort müßte. Das war auch der Grund von allem, was sich schließlich zutrug.

Ich erinnere mich, fuhr Leonie fort, ich war vielleicht zehn Jahr alt, da schliefen wir zusammen in einem Bett. Neben dem Bett stand die Wiege, in der meine Puppe schlief und im andern Bett schlief die Lisbeth, unsere alte Magd. Lisbeth schnarchte so laut, daß wir oft beide mitten in der Nacht erwachten. Dann sprachen wir leise im Dunkeln, gerade so, wie wir jetzt sprechen, nur daß wir kein Himmelbett hatten. Und einmal, da fragte mich Klara, wenn ich mich einmal verheirate, wie mein Mann dann sein müsse. Ich hatte noch gar nie darüber nachgedacht. Ich sagte, ich weiß es nicht. Da erzählte sie mir von sich, sie wünsche sich einen, der müsse breite Schultern haben und groß gewachsen sein. Er müsse eine gerade kurze Nase haben, darunter einen kleinen blonden Schnurrbart und schöne blendendweiße Zähne. Er müsse das Haar kurz geschoren tragen und dürfe keine großen Ohren haben, aber seine Beine müßten schön sein, und er müsse hohe Stiefel tragen mit großen Sporen. Sie erzählte mir die halbe Nacht von ihm. Wir suchten unter unseren Bekannten, aber da war

keiner, der ihr stattlich genug gewesen wäre. Und schließlich sagte sie dann, indem sie ihre Stirne an meine Brust drückte und ordentlich schluchzte: „Ich glaube, daß ich einmal einen alten Mann von fünfzig oder sechzig Jahren heiraten muß, einen der keine Zähne mehr im Munde hat und der bei jedem Wort, das er sagt, grinst und hustet. O Leonie, Leonie, wenn du wüßtest, wie ich mich davor fürchte, wie mir graut!“ — Ich fühlte, sie hatte alles Blut im Kopf und ihre feisten Arme waren heiß wie Feuer. Sie war damals erst ein Jahr aus der Schule.

Und in einer anderen Nacht, als Lisbeth wieder so fürchterlich schnarchte, daß der Ofen zitterte, da erzählte sie mir dann alles, wie es einem ergeht im Leben, warum man sich verheiratet und weswegen wir Mädchen nicht ebenso gekleidet gehen, wie ihr Männer. Ich fand das alles ganz natürlich, aber sie machte eine große unheimliche Geschichte daraus. Sie konnte kaum reden und ich hörte, wie ihr unter der Decke das Herz klopfte. Ich hatte noch nichts davon gewußt, aber ich hatte mir auch nie irgend etwas Unnatürliches gedacht.

Als sie dann drei Jahre später aus der Pension zurückkam — sie war derweil wirklich ein sehr schönes prächtiges Mädchen geworden, abgesehen von ihrer Korpulenz — da machte ihr aber weiß Gott gleich ein alter Mann, es war der alte wackelige Gerichtsschreiber, der uns schräg gegenüber wohnte, einen Heiratsantrag. Vier Wochen lang konnte sie

sich von dem Entsetzen nicht erholen. Sie ging nicht aus, sie sprach nicht, sie schlug die Augen nicht auf, sie sah niemandem mehr ins Gesicht. Es war beinahe, als wollte sie den Verstand verlieren. Der Gerichtsschreiber war sonst ein sehr geachteter Mann; meine Liebe freilich wäre er auch nicht gewesen. Er erzählte dem Vater, er hätte die Klara gern zur Frau gehabt, weil sie die Lippen nie ganz geschlossen halte; sie müsse viel Gemüt haben. Darin hatte er auch recht. Sie hatte ihn zuerst ganz freundlich empfangen. Als sie dann aber gemerkt, was er ihr zumutete, da hatte sie nur so herausgeheult und Gliederkrämpfe bekommen. Wir mußten ihr den ganzen Tag Eisumschläge machen.

Im darauffolgenden Sommer kam Rudolf Elsner nach Lenzburg. Das war wirklich, wie wenn der Himmel zwei Menschen zu einander geführt hätte, die jeder extra nur für den anderen geboren und herangewachsen waren und die sonst vielleicht die halbe Welt hätten absuchen können, ohne zu finden, was für sie das Richtige war. Sie war ihm zuerst in der Vorstadt begegnet, als sie zum Baden ging; aber gleich war es ihr auch aufgegangen wie ein Nordlicht. Sie hatte kaum einen Schritt weiter können. Sie erzählte es mir, als wir am Abend allein waren; im ganzen Körper hätte sie gefühlt, wie ihr das Blut hinauf und hinunter rieselte. Als sie zum Abendbrot heim kam, hatte sie sich nur über das Wasser im Bach beklagt; es

sei so lau und trocken gewesen. Dabei war es elf Grad.

Es wurde ihr furchtbar schwer, sich nichts merken zu lassen; aber ihm war es mit ihr nicht besser gegangen. Am nächsten Mittag kam er schon und kaufte Zigarren. Klara und ich standen oben am Fenster. Es war ein wahrer Herkules; seine Brust war so voll und gewölbt, man hätte mit einem Steinwagen darüber fahren können; die Knie drückte er durch; wir hörten seinen Schritt drüben vom Rathaus zurückhallen; Schnurrbart hatte er noch nicht, er war erst dreiundzwanzig Jahr alt; um so besser sah man den breiten vollen Mund, nicht viel Lippen, aber Ausdruck darin. Als er durch das untere Thor ging, bückte er sich unwillkürlich; von hinten war es, als sähe man seine Arme durch die Jaquetärmel durch. Den Hut trug er hinten auf dem Kopf; das war das einzig Nachlässige an ihm; darunter glänzte sein weißer Nacken. Sein Kopf war gedrungen, aber elegant und beweglich; er trug ihn nicht starr zur Erde wie ein Stier, sondern hoch und stolz wie ein König. Er hatte eben seinen Militärdienst gemacht, ich glaube, die Offiziersschule; er war bei der Artillerie; und nun war er als Commis in der Eisenhandlung neben dem unteren Thor eingetreten. — Ich bebte vor bangem Entzücken, als ich Klara so völlig selbstvergessen und schweratmend neben mir stehen sah. Ich war noch durchaus Kind, aber ich darf wohl sagen, als sie

sich vierzehn Tage darauf heimlich verlobten, da habe ich mich gewiß mindestens ebensosehr darüber gefreut, wie sie selber.

Sie trafen sich am Postschalter, er schrieb eine Postkarte, sie wollte auch eine schreiben, er gab ihr die Feder, dann hatten sie sich verlobt. Geredet hatten sie kaum ein Wort. Er hatte sich auf die Lippen gebissen und ihr in die Seele hinunter gesehen; sie hatte es ebenso mit ihm gemacht, womöglich noch leidenschaftlicher, und dann war alles im Klaren und abgemacht, so fest wie der Himmel über der Erde gebaut ist. Sie kam nach Hause, kniete am Sofa nieder, heulte und schrie vor Glück und schlug mit den Füßen auf die Dielen.

Öffentlich verloben konnten sie sich noch nicht. Es ging nicht, weil er erst Commis war; aber er hatte Aussicht, sich als Kommanditär in der Eisenhandlung zu beteiligen. Sein Vater war ein sehr reicher Müller, und Klara bekam ja auch Geld mit; aber sie mußten wenigstens noch ein Jahr warten. Und nun gingen wir jeden Abend, wenn die Eisenhandlung geschlossen wurde, zusammen hinaus in den Wald, Klara und ich, nach dem Römerstein. Sie mußte mich mitnehmen, weil ihr sonst andere Mädchen nachgelaufen wären, um zu sehen, wohin sie ging. Und da küßten sie sich dann eine Stunde lang, bis zum Abendessen. Ich saß immer daneben; Klara hatte mir befohlen, sie nie einen Augenblick mit ihm allein zu lassen, und ich glaube, er war

ihr aufrichtig dankbar dafür; wenigstens verstand er sie; sie wollten sich ihr Lebensglück ungefährdet bewahren. Aber für mich war es keine Kleinigkeit, Abend für Abend mit anzusehen, wie sie beide rot im Gesicht wurden und zu zittern begannen und eine ganze Stunde lang kein Wort sprachen und dabei so ernst und unheilvoll aussahen wie die Wolken, aus denen der Blitz durch den Himmel fährt. Rudolf, wenn er sich einmal umwandte, sah immer freundlich zu mir herüber. Ich hatte mein deutsches Lesebuch mitgenommen, aber manchmal schwirrten mir die Buchstaben durch einander. Wenn ich dann zu Klara aufsah, trocknete sie sich die Thränen aus den Augen. — Oft, wenn wir heimgingen, hatte ich tiefes Mitleid mit ihr, aber ich war so andächtig, ich wagte nichts zu sagen. So ging es ein volles Jahr, bei Sonnenschein, bei Regen und im Schnee. Im Winter zerriß mir einmal der Rock, als ich von der Bank aufstand; ich war angefroren, während neben mir, über Rudolf und Klara, der Reif von den Zweigen taute.

Als der nächste Sommer zu Ende ging, im September ungefähr, reiste Rudolf dann auf einen Tag nach Hause und machte alles mit seinem Vater ab. In sechs Monaten wollte ihm sein Vater das Geld geben, daß er als Teilhaber ins Geschäft treten könne. Das wäre also im Februar gewesen; dann dürfe er Klara heiraten und eine Reise mit ihr nach Italien machen. Sofort wurden Karten verschickt,

ganz Lenzburg gratulierte, und Klara fand ein wenig Zerstreuung dabei. Es erschien ihr das alles so komisch, daß sie manchmal ebenso fröhlich und munter wurde, wie es andere Mädchen in der Brautzeit sind. Aber nun kam er jeden Abend zu uns ins Haus. Der Vater saß im Wirtshaus und ich machte meine Schulaufgaben. Sie gaben sich alle Mühe, nicht mehr so aufgeregt zu sein; über das Küssen waren sie hinaus, es war doch nicht mehr das gleiche wie zu Anfang; sie waren gescheiter geworden und die Hochzeit rückte ja mit jedem Tage näher. Sie verschlangen sich nur schon gegenseitig mit den Augen; ich sehe sie noch einander stumm gegenübersitzen, sie im Sofa und er auf dem Taburett ohne Lehne, aufrecht, regungslos, wie auf Kohlen. Manchmal sah ich von meinem Platz aus unter den Tisch, weil ich erst gar nicht daran glauben konnte, daß das Wetter so ruhig geworden, aber auch da war nichts. Ich erzählte, um ihnen die Zeit zu vertreiben, von dem, was ich gerade las, bis ich merkte, daß mir niemand zuhörte. Da schwieg ich auch und schrieb an meinem Aufsatz. Es war totenstill. Man hörte nur die Lampe und meine Feder und das Atmen.

... am ersten Dezember bekam Klara einen furchtbaren Anfall. Es war gleich nach Tisch. Die Sinne vergingen ihr, ihr Gesicht und ihre Hände wurden blau wie mit Tinte übergossen, von Atmen merkte man nichts mehr und ihr Herz klopfte so, daß man es, trotzdem sie so stark war, durch das Kleid durch-

sah. Den ganzen Vormittag hatte sie gefürchtet, an ihrem Hochzeitstage werde Krieg ausbrechen, weil Rudolf dann hätte mit der Artillerie reiten müssen. Ich knöpfte ihr die Taille auf und öffnete ihr das Korsett, aber es half nichts. Als der Doktor kam, hatten wir sie schon zu Bett gebracht. Er sagte, sie habe einen schweren Herzfehler. Er gab ihr etwas, daß sie wieder zu sich kam. Ihr erstes Wort war, als sie die Augen öffnete: „Leonie, o Leonie, ich muß sterben!"

Am Abend kam der Doktor wieder; Rudolf und ich standen an ihrem Bett; er wußte, daß Klara und Rudolf verlobt waren. Als er fortging, sagte er mir, unter keinen Umständen dürfe ich Rudolf wieder zu ihr hinauflassen; es rege sie zu sehr auf, er habe es gesehen; der ganze Anfall rühre überhaupt nur von der entsetzlichen Aufregung her, in der sie sich befinde; wenn ich ihn nochmal vor ihr Bett lasse, so könne es ihr Tod sein. Dasselbe sagte er dem Vater unten vor dem Laden. Ich wurde beauftragt, es Rudolf mitzuteilen. Natürlich ging ich am andern Tag nicht zur Schule.

Die alte Lisbeth war fort, seit Klara aus der Pension zurückgekommen und in der Wirtschaft mithelfen konnte. Seitdem hatte ich das Bett, in dem die Lisbeth geschlafen, seit die Mutter tot war. In der ersten Nacht stand ich jede Stunde auf und legte Klara frische Eisumschläge auf ihr Herz. Am anderen Tag, als es nicht besser werden wollte, nahmen

wir eine Krankenpflegerin an, die den Tag über dablieb und auch in der Wirtschaft mithalf, damit ich die Schule nicht zu versäumen brauchte. Rudolf war wie in Stein verwandelt, als ich ihm sagte, daß er nicht zu ihr dürfe; er entgegnete keine Silbe; mir war, als hätte er mich gar nicht verstanden. Früh am Morgen, am Mittag und am Abend kam er dann in den Laden und fragte, wie es ginge. Es ging nicht gut. Klara hatte die ganze Nacht hindurch Atemnot und schlief keine Minute. Immer erst am Vormittag kam ihr für ein paar Stunden der Schlummer. Schmerzen hatte sie nicht, aber sobald sie das Bett verließ, wurde ihr schwindlig. Dabei sah sie nicht anders aus, als gewöhnlich, eher noch besser; ihre großen, feuchten Augen glänzten so feurig und ihre Züge hatten etwas so Gewaltiges; eigentlich war sie herrlich anzuschauen. Natürlich sprach sie immer von ihm; sie bat mich unter Thränen, ihn doch heraufzuholen. Ich sagte ihr, es ginge nicht; bald würde sie besser werden und dann könnten sie ja gleich heiraten. Aber sie sah hinauf an den weißen Plafond, als wisse sie ganz genau, daß es nicht sein werde. Dabei hörten wir Rudolfs Schritt von der Straße herauf. Jede Nacht bis um elf, zwölf Uhr ging er ums Haus herum. Ich fühlte, wie wenn mir etwas die Kehle zuschnürte. Am liebsten wäre ich am Bette niedergesunken und hätte selber mit meiner Schwester gejammert. Aber ich sagte mir, du darfst dir nichts merken lassen,

damit sie nicht gänzlich den Mut verliert, und würgte es hinunter.

In der folgenden Nacht hatte ich im Traum eine Unterredung mit Rudolf. Ich sah ihn vor mir auf den Knieen liegen, die Hände zu mir erhoben, in denen er, nach unten gekehrt, ein Messer hielt, mit dem er sich umbringen wollte. Ich sagte nur immer: „Nein, nein, nein, nein, nein!“ und freute mich noch, ihn so quälen zu können. Auf einmal war alles Blut. Ich erwachte darüber und hörte Klara mit sich selber sprechen: „Barmherziger Gott, erbarme dich mein!“ stammelte sie. „Erbarme dich mein! Womit habe ich das verdient. O Rudolf, Rudolf!“

Ich stand auf und gab ihr ein Pulver. Dann stellte ich mich im Nachthemd an den Ofen und ließ mir, um sie zu beruhigen, alles Mögliche von ihr über ihn erzählen, was er ihr aus seinem Militärdienst und der Offiziersschule erzählt hatte.

Am nächsten Morgen hatten wir zuerst Rechenstunde. Die Aufgaben hatte ich gemacht, aber als ich vorn an der Tafel rechnen sollte, da wußte ich nicht einmal, wieviel zweimal vierzig ist. Die anderen Mädchen fragten mich in der Freiviertelstunde, was mit mir sei. Ich konnte nicht antworten. Ich sah sie im Springseil ums Schulhaus herumlaufen, wie wenn es Gespenster gewesen wären, und mußte immer an Rudolf und Klara denken. Mit Marie Hemmann, meiner Freundin, ging ich Arm in Arm

nach Hause. Sie war taktvoll genug, mich nicht zu fragen, warum ich kein Wort sprach, und als wir Rudolf vor unserem Haus trafen, ließ sie mich gleich mit ihm allein.

Es war, wie wenn man an einen Eichbaum die Axt angelegt hat, so zitterte er, als er vor mir stand. Er griff sich an die Brust und sagte, da fühle er es, wie das Mädchen da oben leiden müsse, und wenn ihr etwas den Tod bringen könne, so sei es die Verordnung, die der Doktor getroffen; er möchte den Unmenschen totschlagen für seine mörderische Wissenschaft. — Ich sagte, er solle es dem Doktor selber sagen; ich verstände ihn wohl, aber ich könne ihm ja doch nicht helfen. Da nahm er meine Hand in die seinige und preßte sie, daß es mir weh that, und mit der anderen streichelte er mir die Haare: „Nein," sagte er, „du kannst mich nicht verstehen, du bist ja noch Schulmädchen. Aber helfen kannst du mir. Dein Vater geht ja doch jeden Abend ins Wirtshaus, dann bist du mit Klara allein und dann . . ."

„O Gott," sagte ich, „ich kann nicht! Ich kann nicht!" und riß mich los von ihm und lief ins Haus. Ich konnte nicht zu Klara hinauf. Ich saß in der Küche und weinte und weinte, bis die Suppe auf dem Tische stand.

Gegen Abend kam der Doktor und machte ein sehr bedenkliches Gesicht, obschon wir gar nichts merken konnten, daß es schlimmer ging. Aber er

hatte Klara den Puls gefühlt und eine halbe Stunde lang das Herz abgeklopft. „Nur keine Aufregung! Um Gottes willen keine Aufregung!“ sagte er. — Nach dem Nachtessen war ich dann wieder mit ihr allein und sie sagte mir ganz dasselbe, mit denselben Worten, was mir Rudolf gesagt hatte. Es war gerade so, als wenn sie sich miteinander verabredet hätten. Sie schalt mich lieblos; ich sei nicht ihre Schwester. Dabei schluchzte sie, daß das Kopfkissen durch und durch naß wurde. Ich solle ihn holen, er sei ja unten; sie wolle ja gerne sterben, sie wisse es ja, daß sie verloren sei, aber ich müsse sie mit ihm allein lassen. — Sie hielt die Ellbogen aufgestützt und der Schmerz erschütterte ihr alle Glieder. Ich glaubte schon, es werde nicht mehr aufhören. Erst als seine Schritte in der Straße verhallten, wurde sie ruhiger. Mitten in der Nacht erwachte ich dann plötzlich von einem Jammerschrei, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sprang auf und gab ihr Wasser zu trinken. Sie trank die ganze Flasche aus. Sie habe geträumt, sagte sie. Am Morgen, während ich mich wusch und ankleidete, erzählte sie mir dann, was ihr geträumt hatte. — Es ist fürchterlich.

Sobald sie die Augen schließe, erzählte sie, sähe sie einen alten Mann. Das erste Mal sei er gekommen, als sie in ihrem Anfall ohne Besinnung war. Er habe eine Glatze bis auf die Ohren hinunter und große, abstehende, blätterförmige Ohren,

dazu einen kurzgeschorenen, grauen Bart und eine ganz kleine, winzige Nase. Um die Brust sei er wie ein Kind, und seine dünnen Beinkleider seien vorn durchgestoßen vor den Knieen. Er komme immer im Cylinder und schwarzen Frack und taste mit einem Krückstock vor sich her. Im Gesicht habe er etwas so Abscheuliches, daß einem das Blut friere. Er habe sich ihr gleich als ihr Bräutigam vorgestellt; in vierzehn Tagen werde er Hochzeit mit ihr machen. Jedesmal küsse er sie; sie stemme sich mit ihren Knieen und Ellbogen gegen ihn, aber er halte ihren Kopf so fest zwischen seinen Händen, daß sie seinen Kuß dulden müsse. Und in der letzten Nacht, da hätte er sie mitnehmen wollen. Rudolf hätte sie beschützt, aber der Alte habe ihm eins mit seinem Krückstock über die Augen gezogen. Dann habe er sich über sie gebeugt. Sie habe ganz genau gewußt, daß sie zu Bett liege. Immer näher habe sie seine schielenden, rotumränderten Augen über sich gesehen, und sein gelbes Gesicht mit den braunen Leberflecken; und da, gerade als sie seine dürre Hand unter ihrem Nacken gespürt, da habe sie aufschreien können. — — „O Rudolf," jammerte sie mit gefalteten Händen, „ich sehe dich nicht mehr wieder, ich sehe dich nicht mehr wieder!"

Als ich hinunterkam, stand Rudolf beim Vater im Laden, mit gesenktem Kopf, aber so männlich, so jugendlich, mit so seelenvollem Ausdruck, wie ich

ihn nie gesehen. Er wollte mir nach, aber ich lief, was ich konnte, zur Schule.

Während der ersten zwei Stunden war mir ganz wirr. Ich hatte nur immer das alte Ungeheuer vor Augen, wie es sich über meine Schwester zu Hause niederbeugt. Dann hatten wir deutschen Aufsatz, da kamen mir nach und nach die Gedanken. Der Lehrer war selber ein alter Mann, aber gutherzig; jede Stunde lasen wir ihm alle fünfzehn der Reihe nach den gleichen Aufsatz vor, an dem er bei jeder etwas anderes zu loben fand. Das einzige, was er nicht leiden konnte, war, wenn unsere Kleidchen zu kurz waren und wenn wir bunte Schleifen im Haar trugen. Dann nannte er uns eitle Fratzen. Marie Hemmann entgegnete ihm einmal, als er sich über ihr Kleid aufhielt, sie könne nichts dafür, daß sie so lange Beine habe. Da schlich er hinter sein Pult, klappte den Deckel hinauf und kam während einer Viertelstunde nicht mehr zum Vorschein.

— Es ist der Tod, sagte ich mir; es ist der Tod, der sie holen will. Und dann beschloß ich, gleich nach Schluß der Schule zum Doktor zu gehen und ihn zu fragen, ob Klara wieder besser werden würde oder nicht. Es nagte etwas in mir, ich habe das Gefühl seither nicht mehr gehabt, aber ich glaubte jeden Moment, mir würde unwohl vor Schmerz. Ich fühlte nichts anderes, als wenn ich selber an Klaras Stelle gewesen wäre. Ich fühlte ihre heiße Sehnsucht nach Rudolf und ihr Grauen vor dem

Alten. Du bist ein grausamer Teufel ohne Gefühl und Herz, sagte ich mir; Klara ist so furchtbar aufgeregt, weil sie ihn nicht sieht, es kann sie unmöglich mehr aufregen, wenn er zu ihr kommt, und wahrscheinlich wird es sie doch nur beruhigen. Und wenn sie sterben müßte, wenn sie wirklich sterben müßte und könnte nicht einmal Abschied von ihm nehmen! — Und dann sagt' ich mir, daß der Alte kein Recht auf sie hat, daß nur Rudolf allein das Recht hat, sie zu küssen. Der Alte, sagt' ich mir, ist der Tod, und Rudolf ist das Leben. Wenn Rudolf bei ihr ist, dann wird der Alte sich nicht heranwagen. Und wenn der Alte sie doch bekommen soll, dann macht es ja doch nichts, ob sie sich vorher noch einmal an Rudolfs stattlichem Anblick gefreut hat oder nicht.

Um zwölf Uhr, als die Schule aus war, lief ich zum Doktor; die Sachen hatte ich in der Schule gelassen; ich muß ganz vergeistert ausgesehen haben. Er zog mich an sich und sagte, er habe ja längst gewußt, daß sie nicht zu retten gewesen wäre; seine Hilfe sei völlig nutzlos bei ihr gewesen, und ich solle doch nicht weinen, sie sei ja jetzt oben beim lieben Gott. — Da stürzten mir die Thränen aus den Augen; ich sagte, ich habe ihn ja nur fragen wollen. Da sagte er, sie werde wieder besser werden, aber so trostlos, jetzt wußte ich alles.

Ich fürchtete, das Entsetzliche möchte schon geschehen sein, ohne daß sie Rudolf noch einmal gesehen, und lief nach Hause, fand aber Klara gerade

so wie sie immer war, schön wie eine Rose in ihrer vollsten Pracht, nur sprach sie sehr lebhaft. „Laß ihn zu mir, Leonie; laß ihn zu mir herauf," schluchzte sie, und ich sagte: „Ja, heute abend." Da schlang sie mir ihre vollen Arme um den Hals und küßte mich ab und drückte mich an ihre Brust, als wenn ich selber ihr Rudolf gewesen wäre. Ich mußte dabei an den Doktor denken, was er gesagt, und an das alte Ungeheuer. Ehe sie mich aus ihren Armen ließ, flüsterte sie mir ins Ohr: „Aber du mußt mich mit ihm allein lassen." Ich sagte „Ja"; und dann kam die Krankenwärterin mit der Suppe für Klara und rief mich zum Essen ins Wohnzimmer.

Aber noch während wir bei Tisch saßen, durchfuhr mich plötzlich ein Gedanke wie ein Dolchstich. Gestern schon hatte sie mir gesagt, ich müsse sie mit ihm allein lassen. Obschon ich noch zur Schule ging, wußte ich schon genug von der Welt, um zu begreifen, was sie wollte. Mir wurde heiß und kalt. Nein, sagt' ich mir, das darfst du nicht thun. Klara war bis jetzt ein anständiges Mädchen, und wenn sie das thut, dann ist sie es nicht mehr. O Gott, sagte ich mir, sie will ihm ihre Ehre preisgeben. Und dann dachte ich an den Alten, der sie vergewaltigen wollte. Und dann dachte ich daran, daß sie am Ende sterben mußte, sterben mußte, ohne geliebt zu haben, wie es andere Frauen ihr ganzes Leben lang thun, wenn sie sich verheiraten. Und dann dachte ich,

daß der liebe Gott doch furchtbar grausam ist. Wenn ein Mädchen für die Liebe geschaffen war, dann war es doch meine Schwester; das wußte ich ja so gut.

Am Nachmittag um eins hatten wir Konfirmationsunterricht. Vor der Stunde ging ich mit Marie Hemmann im Korridor auf und ab. Die Knaben, die mit uns Unterricht hatten, standen da und gafften uns auf die Füße. Marie trug hohe, gelbe Schnürstiefel, und ich hatte ein paar nagelneue Halbschuhe an. Sie fragte mich nach meiner Schwester und es drückte und quälte mich, ihr etwas von alledem, was mir auf der Seele lag, zu sagen. Aber nach den ersten Worten merkte ich, daß sie gar nicht begriff, um was es sich handelte. Ich hätte ihr erst alles explizieren müssen, und so schwieg ich lieber. — Während der Stunde erklärte uns der Pfarrer, in den die Mädchen alle verliebt waren, wie die Sadducäer zu Christus kamen und ihn fragten, wenn ein Mann sieben Frauen gehabt, welche Frau er dann im Himmel haben werde, und wie er ihnen geantwortet, daß es im Himmel weder Frauen noch Männer geben werde, sondern daß der Unterschied ganz wegfalle. Da fiel es mir wie eine Zentnerlast vom Herzen: Wenn es im Himmel weder Frauen noch Männer gab, dann konnte es nichts ausmachen, ob Klara noch einmal mit ihm zusammen war oder nicht. Da war mein Entschluß gefaßt. Und da sagte ich, während der Pfarrer weiter sprach, bei mir

im stillen folgendes zum lieben Gott: Wenn du willst, daß ich Rudolf nicht zu ihr hinauf lasse, dann laß es bis heute abend besser mit ihr werden. Das kannst du, wenn du willst. Ich werde bis heute abend nicht nach Hause gehen, und wenn es dann nur ein klein wenig besser mit ihr geworden, dann werde ich ihn nicht zu ihr hinauf lassen. Aber wenn es nicht besser geworden, dann werde ich es thun. Du, lieber Gott, sagte ich, kannst mich ja immer noch daran hindern, wenn du nicht willst, daß es geschieht. Du kannst mir einen Ziegelstein auf den Kopf fallen lassen, oder mich von einem Mörder umbringen lassen. Ich will mein Leben gerne aufs Spiel setzen, so jung ich noch bin. Aber wenn das alles nicht geschieht, dann hast du es nicht anders gewollt, denn du kannst alles, was du willst. —

Den ganzen Nachmittag lief ich draußen vor der Stadt zwischen den schneebedeckten Feldern umher. Ich ging auch in den Wald, und als ich zum Römerstein kam, da fürchtete ich wirklich, jeden Augenblick möchte jemand aus dem Gebüsch auf mich losstürzen und mir ein Ende machen. Als es sechs Uhr im Städtchen schlug, kehrte ich heim. Klara lag zu Bett und klagte über Herzklopfen. Er sei wieder dagewesen, der Alte, sagte sie mir. Es sei ein fürchterlicher Kampf gewesen. Als er gegangen, habe er gesagt, diese Nacht sei Hochzeit, und sie habe gesagt: „Ja, mit Rudolf, mit Rudolf; aber nicht mit dir!“

Um sieben Uhr ging der Vater ins Wirtshaus, und um acht Uhr ging die Krankenwärterin fort. Da schlich ich hinunter, öffnete leise die Hausthüre und ließ ihn herein. Als ich hinter ihm die Treppe hinaufging, merkte ich gar nichts Besonderes an ihm. Aber als ich die Thür öffnete und ihn eintreten ließ, da sah ich, wie ihm bei jedem Schritt, den er sich dem Bett näherte, die Kraft aus den Beinen schwand, so daß er, wie wenn er hingeschleudert wäre, gegen die Bettstatt fiel. Ich zog die Thüre leise zu und ging in die Küche hinunter, wo nur eine Ligorin-Lampe brannte. Da warf ich mich am Herd in die Knie und flehte zum lieben Gott, er möchte nicht Klara entgelten lassen, was sie jetzt that; er möge sie nicht dafür strafen, wie es der Doktor gesagt, sondern er möge sich an mir vergreifen, ich wolle ja gerne alles dulden, alle Qualen, damit Klara am Leben bleibe, weil ich ja doch nur die Schuld trüge, wenn sie sich verging. —

Ich hörte es neun Uhr schlagen. Gleich darauf schlug es zehn Uhr. Die Zeit verging mir, als wäre es ein Augenblick gewesen. Um halb elf ging ich mit dem Lichte hinauf. Ich wäre um ein Haar eingetreten, aber ich blieb vor der Thüre. Ich klopfte leise an und sagte, es sei halb elf. Dann verging eine Viertelstunde, ewig lang. Ich hielt den Atem an; ich fürchtete etwas vor dem Hause zu hören, aber ich hörte nur Küsse und Seufzer von innen. Dann klopfte ich wieder. Gleich darauf trat Rudolf

heraus, in seinen Mantel gehüllt, den Hut in der Stirn. Ich leuchtete ihm hinunter. Im Gang unten drückte er mir, ohne ein Wort zu sagen, die Hand. Dann ließ ich ihn hinaus.

Ich war darauf gespannt, wie ich Klara finden würde. Es war, als läge milder Abendsonnenschein über ihr, und sie war so hoffnungsselig, wie ich sie, soweit ich zurückdenken konnte, nie gesehen. Von Sterben kein Wort. Sie sprach nur von ihrer Hochzeit, und daß sie dann zusammen nach Italien reisen würden. Morgen werde sie wieder aufstehen können, und dann kam sie auf einmal auf die frühesten Zeiten zu sprechen, wie wir als Kinder miteinander gespielt und sie mich manchmal so malträtiert hatte. Da lachte sie, daß ich vor Freude wieder weinen mußte an ihrem Bett.

Sie konnte sich lange nicht beruhigen. Schließlich schlief sie doch ein. Am Morgen, als ich aufstand, lag sie ganz ruhig, und ich dachte, ich wollte sie nicht stören. Sie lag tief in den Kissen, und ich ging auf den Zehen und kam ihrem Bett nicht nahe und schlich leise zur Thüre hinaus. Unten sagte ich, daß sie schliefe. Aber kaum war ich in der Schule, da kam die Krankenwärterin angerannt und holte mich zurück. Als ich ins Zimmer trat, stand der Vater und der Doktor an ihrem Bett. Sie war tot."

— — — Es war mäuschenstill in dem großen Hotel. Der neugebackene Ehemann hatte den Erinnerungen seines jungen Weibchens mit sehr geteilten

Empfindungen gelauscht. Dann aber sagte er sich, daß ein Wesen, welches mit fünfzehn Jahren schon im stande war, mit seinem Gefühlsleben so ganz und gar in demjenigen seiner Umgebung aufzugehen, es als erwachsene Frau noch bei weitem mehr sein werde. Und er pries sich glücklich, einen solchen Schatz von ruhiger Überlegung, von Selbstlosigkeit und warmer Hingebung an seiner Seite zu haben.

Die Fürstin Russalka.

„Dich wundert es, wie ich dazu gekommen bin, Socialdemokratin zu werden und einen Socialistenführer zu heiraten?" sagte die junge Fürstin Russalka zu ihrer Freundin, der erst seit kurzem verheirateten Baronin Hohenwart. „Der Grund lag darin, daß meine erste Ehe mit dem Herzog von Galliera kinderlos blieb."

„Aber ist denn das ein Grund?" fragte die Baronin errötend.

„Vielleicht ist meine ganze Jugendgeschichte daran schuld," sagte die Fürstin. „Sie läßt sich allerdings etwas schwer erzählen. — Als Kind war ich sehr von meiner persönlichen Würde eingenommen. Ich kannte nichts Höheres auf der Welt als mich selbst. Im Spiegel besah ich mich wie ein Heiligtum. Dabei war ich lustig und tollkühn, aber über gewisse Dinge verstand ich keinen Scherz. Mein innerer Stolz bäumte sich dagegen auf, wie sich ein Pferd vor einem häßlichen Tier aufbäumt. Das wurde mein Verhängnis. Als meine Schwester Amelia eines Abends mit mir darüber zu sprechen begann,

wie wir Menschen entstehen, da hätte ich sie erwürgen mögen. Ich war sehr gläubig und unterhielt mich oft stundenlang in persona mit dem lieben Gott. Ich hatte die unerschütterliche Überzeugung, daß der liebe Gott mich geschaffen habe. Ich sagte mir, was die Menschen machen, das hat keine Seele. — Amelia und ich wuchsen auf dem Schloß Schwarzeneck in Böhmen auf, von aller Welt abgeschlossen. Wir hatten niemand um uns, als einen vertrockneten Haushofmeister und eine zu Eis gefrorene Gouvernante. Ich weiß nicht, wie Amelia zu ihrer Weisheit kam. Sie war allerdings zwei Jahre älter als ich und dick und phlegmatisch und faul. Eines Abends erzählte sie mir, die Müllerstochter im Dorf habe ein Kind bekommen. Ich war ganz empört. Ich sagte ihr, das sei nicht möglich. Unsere Eltern hätten sich in der Kirche vor dem Altar trauen lassen; deshalb habe Gott ihnen Kinder geschenkt, und nicht deshalb, weil sie die ersten Jahre ihrer Ehe zusammenlebten. Es war mir nicht anders, als wolle Amelia mir alle Berechtigung zum Dasein nehmen. Mitten in der Nacht bat ich zu Gott, er möge mir bestätigen, daß i ch recht habe und nicht Amelia; und ich hörte deutlich eine Stimme in mir: Du hast recht, Russalka; du hast ganz recht. — Und als mir meine Schwester die nächsten Tage wieder mit ihren naturwissenschaftlichen Erläuterungen kam, da schwur ich ihr bei mir und allem und beim lieben Gott, ich wolle es ihr beweisen, daß es keine

unehelichen Kinder in dieser Welt gebe. — Amelia lachte, aber mir war so ernst um meine Überzeugung, ich fühlte einen so feurigen Bekehrungseifer in mir, daß ich Tag und Nacht die Gelegenheit herbeisehnte.

Um Weihnachten kam immer mein Vater mit seinem ganzen Troß von Wien herüber zur Jagd. In jenem Winter brachte er den Herzog von Galliera mit. Ich war sechzehn Jahre alt. Gleich am ersten Tage nahm ich ihn mir zum Kavalier. Er war achtundzwanzig Jahre alt, sehr gewandt und aufmerksam, und erleichterte mir meinen wahnsinnigen Vorsatz auf alle erdenkliche Weise. Amelia, mit einem jungen Lieutenant aus Budapest, hielt sich immer in unserer Nähe. Nach drei Tagen war das Unglück geschehen. Ich erzählte es ihr noch am selben Abend. Sie wurde totenbleich und fiel in Ohnmacht. Dann weinte und schluchzte sie die ganze Nacht, schlug sich vor die Brust und zerwühlte sich das Haar, so daß ich alles, was ich an Seelenkraft hatte, erschöpfte, um sie zu trösten. Natürlich half es nicht viel, aber ich blieb so fest bei meiner Zuversicht, daß sie schließlich, wie vor einem höheren Wesen, vor mir niedersank und meine Knie umklammerte.

Nach Neujahr zog das wilde Heer wieder ab. Den Herzog hatte ich, nachdem ich Amelia zum Augenzeugen meiner Waghalsigkeit gemacht, kaum mehr eines Blickes gewürdigt. Er fand sich mit aller erdenklichen Bescheidenheit in seine Zurücksetzung.

Dann kam der Frühling und manchmal wurde mir doch bang. Ich bat den lieben Gott, er möge mich in meinem Glauben an ihn nicht wankend werden lassen. Immer wenn ich an die Weihnachtstage und den Herzog zurückdachte, überkamen mich Zweifel; aber ich hatte nicht die geringste Ursache dazu. Und schließlich, es war an einem Septemberabend auf der Altane, da sagte ich zu meiner Schwester: Jetzt siehst du, daß ich recht habe. Jetzt laß mich in Zukunft mit deiner Meinung in Frieden. — Sie hatte kein Wort mehr über diese Dinge gesagt. Sie sah mich groß an, und dann fiel sie mir um den Hals und küßte mich ab.

Aber um Weihnachten, als der Herzog wieder mit meinem Vater zur Jagd kam, da ergriffen mich ganz andere Empfindungen, die ich noch gar nicht gekannt hatte. — Mein Vater überraschte uns, und der Herzog hielt um meine Hand an.

Unsere Flitterwochen verlebten wir in Neapel. Ich war sehr, sehr glücklich. Dann zogen wir uns auf das Schloß Egersdorf in Mähren zurück, um abgeschlossen von allem Verkehr, solang es uns gefallen sollte, nur unserem Glücke zu leben. Ich sehnte mich nach einem Kinde, wie sich ein junges Weibchen nur danach sehnen kann. Es erschien mir gar nicht denkbar, daß mir jetzt diese Wonne nicht beschieden sein sollte. Während des ersten Jahres sprach ich auch täglich davon, wie von etwas, was so sicher eintreffen mußte, wie der Schnee und der

Frühling. Es traf nicht ein. Ich betete ganze Nächte durch; ich lag auf den Knieen und beschwor den lieben Gott unter heißen Thränen, er möge mich lieber sterben lassen, als unserer Ehe seinen Segen versagen. Es traf nicht ein. Dabei begann der Herzog, mich schon ganz sonderbar anzusehen. Ich merkte es seiner Liebe an, daß sie kühler wurde. Wir langweilten uns.

Dann kam meine Cousine, die Gräfin Telecky aus Wien zu uns zu Besuch. Dem Herzog war sie entsetzlich, aber für mich war sie eine ganz neue Welt. Sie hatte alles gelesen, alles was in Europa geschrieben worden: Ibsen, Tolstoi, Zola, Dostojewsky, Nietzsche, Sudermann; sie war eine wandelnde Leihbibliothek. In sechs Monaten hatte sie eine ebenso fanatische Atheistin aus mir gemacht, wie ich vorher eine gläubige Katholikin gewesen war. Und als ich nicht eine Spur, nicht einen Strohhalm von Glauben, von Gewißheit mehr in mir fühlte, als ich alles verloren, was mich bei einem schweren Unglück hätte aufrecht halten können, da wurde ich gewahr, daß sie derweil meinen Gatten für sich gewonnen hatte und schon ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Ich wurde besinnungslos nach Wien gebracht. Wochenlang lag ich im Fieber. Nach meiner Genesung fuhr ich zu meinem Vater, um ihn zu bitten, er möchte sich meiner Scheidung annehmen. Bei dem Worte ‚Scheidung‘ wies er mir den Weg, den

ich gekommen. Darauf reiste ich hierher, nach Berlin, um mich hier an einen Advokaten zu wenden, begegnete aber von der ersten Stunde an, in welche Gesellschaft ich gehen mochte, nur Geisteskindern in der Art, wie die Telecky eines war. Ich erschien mir wie ein Überbleibsel aus dem Mittelalter, das an einem unbeachteten Orte zufällig erhalten geblieben. Mich beseelte ein Feuereifer für alles Moderne. Ich schnitt mein schönes Haar ab, trug kein Korsett mehr, ging in Männerkleidern auf den Künstlerinnenball und schrieb über die Frauenfrage. Ehe ein Jahr verging, trat ich in öffentlichen Versammlungen auf.

In der Premiere von „Hedda Gabler" lernte ich Dr. Rappart kennen. Wenige Tage darauf hörte ich ihn in einer socialdemokratischen Versammlung reden. Dann besuchte er mich. Seine ersten Worte waren eine herzinnige Beschwörung, bei der Weiblichkeit, die in mir lebe, bei dem hohen Beruf, als Frau einen Mann glücklich zu machen, ich möchte doch dieses wüste Treiben aufgeben. Er sagte, ich handle gegen meine Natur, das möge für andere ganz gut sein, aber nicht für mich. Anfangs wehrte ich mich im Dienste unserer Sache, aber er hatte mich so ganz und gar durchschaut, ich saß ihm gegenüber wie ein Kind, dem man seine Unart verweist. — Bei seinem dritten Besuch bat er mich, seine Frau zu werden. Ich gab ihm einen Korb, so sehr ich ihn lieben gelernt hatte. Wo ich hinkam, erzählte man

mir von ihm; ganz Berlin schwärmte für ihn, den Volkstribun, den künftigen Staatslenker. Bei einer Parade unter den Linden sah ich mit an, wie ihm das Volk tausendstimmig zujauchzte. Ich hörte Arbeiter untereinander darüber sprechen, daß dem Manne nichts teurer auf dieser Welt war, als seine hohe Lebensaufgabe, und ich wußte, was ihm nächst dem das Teuerste war. Aber ich hatte keinen Mut mehr; ich fühlte mich ausgeschlossen von allem Menschenglück, weil ich daran zweifelte, daß ich je einem Manne Kinder schenken könnte.

Dann kamen die entsetzlichsten Tage, die ich erlebte. Ich beschloß zu sterben, ich nahm Morphium. Man schaffte mich in die Klinik. Als ich zu mir kam, schrie ich auf vor Jammer darüber, daß es umsonst gewesen. Aber da stand er neben mir und beugte sich über mich. Die Ärzte ließen uns allein und da — da schwand meine Kraft wie nichts dahin, ich weinte und weinte an seiner Brust und erzählte ihm alles.

Ich beschwor ihn, mich abreisen zu lassen, aber er ließ mich keinen Tag mehr allein. Er erzählte mir damals Dinge, an die er selbst nicht glaubte, um mich zu trösten. Und schließlich — ich wußte, wenn es noch irgend ein Glück für mich zu erwarten gab auf dieser Welt, so war es bei ihm — da fiel ich ihm um den Hals und ließ mich von ihm küssen, so grenzenlos unwürdig ich mir selber dabei erschien.

Wir ließen uns trauen; er bestand darauf, daß wir uns auch kirchlich trauen ließen. Ich verstand ihn sehr gut, aber ich wagte kein Wort einzuwenden. Und jetzt . . ."

Die Fürstin erhob sich rasch, ging ins Nebenzimmer und holte den rosigen, kleinen, blauäugigen Socialdemokraten aus seiner Wiege, der die junge Baronin, die sich gleichfalls erhoben hatte, schon mit den ernstesten Blicken maß.

„Jetzt denke dir mein Glück!"

Die Baronin lächelte. „Mir wäre ein kleiner Baron doch unendlich lieber — und sollte es auch nur eine Baronesse werden."

Das Opferlamm.

Nein, ich bitte dich, frag mich nicht, wie ich hierher gekommen. Wie kannst du dich dafür interessieren. Morgen lachst du darüber; ich sehe es dir an. Warum willst du mich durchaus zum Weinen bringen. Es ist doch viel schöner für dich, wenn ich lustig bin. —

Und die schlanke, schneeweiße, schön gebaute Münchnerin mit dem undurchdringlich dichten, üppigen Rabenhaar neigte sich zitternd über ihn und küßte ihn auf den Mund, auf die halbgeschlossenen Augenwimpern, um ihn seine Frage vergessen zu machen. Aber es half ihr nichts. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse, daß es ihr eisig durch alle Glieder rieselte. Er erwehrte sich ihrer Liebkosungen, stieß sie von sich. So machte er sie völlig hilflos, da ihre Körperschönheit alles war, was sie auf dieser Welt ihr eigen nennen konnte. Er war nämlich kein Mensch von tobenden Leidenschaften, sondern ein Feinschmecker, für den die Natur und der liebe Gott nichts gut genug geschaffen. An alles mußte er noch sein Salz und seinen Pfeffer thun. Schon mit jungen Jahren hatte er die Genüsse des Lebens

kennen gelernt und verachtete jetzt aus tiefster Seele alles, was anderen Sterblichen auch zu Gebote steht. So genügte es ihm auch nicht, daß das seiner Menschenwürde beraubte, hübsche Mädchen einfach, unbefangen und mit leichtem Herzen sündigte, indem es sich seinen Begierden überließ. Er mußte es ihr erst noch speziell zu Gemüte führen, was sie that, um sich dabei an dem letzten leisen Schmerz der armen verlorenen Seele zu weiden. Deshalb ließ er sich weder durch Worte noch durch Blicke ein Lächeln abnötigen, stellte sich ernst wie ein Bußprediger und fragte sie gerade heraus, ob der Hunger sie hergetrieben.

— Nein, nein. Ich habe immer genug zu essen gehabt, seit ich denken kann. Es gab bei uns zu Hause dreimal die Woche Fleisch.

Das hatte er sich wohl gedacht. Wer sie sah, konnte unmöglich auf den Gedanken kommen, daß sie jemals habe Hunger leiden müssen.

— Aber du hattest schwere böse Träume, die dich quälten? — Du bist hierher gekommen, um deine Jugend zu genießen?

— O Gott nein. Frag mich nicht weiter. Wohnst du hier in Zürich, oder bist du nur vorübergehend hier?

— Vorübergehend. — Deine Eltern leben aber noch?

— Ja. Aber sie wissen nicht, wo ich bin.

— Auch nicht, daß du in Zürich bist?

— Nein. Sie wissen gar nichts von mir.

— Wie heißt du denn?

— Ich heiße Martha.

— Martha? So, so. Ja. Es giebt viele Marthas auf Gottes Welt. Das wußte ich schon, daß du Martha heißt.

— Du brauchst nur zu schreiben „Martha", wenn du mir schreiben willst. Dann kannst du sicher sein, daß ich den Brief erhalte. Alle meine Freunde schreiben nur „Martha".

— Und dein Familienname?

— Den sag' ich nicht und wenn du mir das Messer an die Kehle setzt. Eher lasse ich mich umbringen, als daß ich hier den Namen meines Vaters ausspreche.

— Wie bist du denn hierhergekommen?

— Das erzähle ich dir ein andermal. Nur heute nicht. Ich bitte dich.

— Es gab wohl viel zu arbeiten zu Hause? Du mußtest früh aufstehen und Treppen scheuern.

— Ich habe immer gern gearbeitet.

— Wirklich, ist dir das eine solche Wonne? — Hier hast du es aber doch bequemer.

— O, warum sagst du das! — Ich will dir sagen, was mich hierhergebracht hat. Ich glaube, du hast Mitleid mit mir. Andere Männer wollen nichts hören als Unflätigkeiten und verbieten einem den Mund, sobald man ihnen nicht Schmeicheleien sagt. Ich habe weiß Gott noch keiner Seele davon gesprochen, und doch denke ich Tag und Nacht an nichts anderes. Was

mich tröstet, ist das, daß es hier bald mit einem zu Ende gehen muß. Dann ist es aus und vergessen.

— Glaubst du denn nicht an ein Jenseits.

— Es mag eines geben für die reichen Leute und für gute Menschen aber nicht für unsereins. Das wäre doch zu fürchterlich!

Und das junge Mädchen sah ihm noch einmal tief in die Augen, weil sie noch nicht ganz sicher war, ob er nicht seinen Spott an ihrer Offenherzigkeit habe. Dann löschte sie das Licht aus und erzählte:

— Vierzehn Jahr war ich alt, als die Mutter mich ins Geschäft brachte. Ich hatte noch keine Taille, noch gar keine Figur und meine Augen waren noch so groß, wie bei einem Kalb. Wir waren unserer vier Lehrmädchen, Resi, Cilly, Kathi und ich. Schon am Montag Morgen zählten wir immer, wie viel Tage es noch bis zum Sonntag seien. Am Sonntag Nachmittag besuchten wir einander, tranken zu Hause Kaffee und gingen dann im englischen Garten spazieren. Kennst du den englischen Garten in München?

— Ja, Ja. Ich bin oft mit meiner Kleinen auf dem Teich Schlittschuh gelaufen.

— Das brauchtest du mir jetzt nicht gerade zu sagen.

— Über was spracht ihr denn, wenn ihr zu vieren dort spazieren gingt?

— Meist über die Vorsteherin. Sie war so

geschickt, daß wir sie alle für ein höheres Wesen hielten. Wenn eine Dame zum erstenmal kam, sah sie sie nur an und schnitt dann gleich die Taillenstücke auf ihren Knien zurecht. Es war als zeichnete sie sie mit der Schere ab.

— Und sonst spracht ihr von nichts?

— Warum? O doch. Jede erzählte von sich zu Hause. Cilly hatte einen Bruder, dem sie die Kleider machte. Er ging noch zur Schule. Manchmal half sie ihm auch bei den Aufgaben. Du glaubst nicht, wie stolz sie auf ihn war. Jetzt, wenn ich allein bin, denk ich oft, wenn ich doch nur ein Kind hätte und dabei muß ich immer an den kleinen Hans denken. Er war so hübsch.

— Nun weine nur nicht.

— Ich weine nicht deshalb. Ich denke nur, wie ich mich zuerst davor gefürchtet habe, und jetzt wäre ich so froh, dann hätte ich doch wenigstens noch etwas davon.

— Aber du würdest das Kind ja nur verderben!

— Ja, du hast recht. Ich würde es verhätscheln. Ich würde es so furchtbar lieben. Es sollte es besser haben, als alle anderen Kinder.

— Du liebst ihn also immer noch?

— O ja. Du bist gut. Dir könnte ich alles erzählen.

— Wie hast du ihn denn kennen gelernt?

— Es war mitten im Winter, eines Abends um neun. Ich war schon zwei Jahre im Geschäft.

Ich trug schon lange Kleider und wenn ich über die Straße ging, ohne Hut und die Schürze vor, dann leckten die Männer sich die Lippen ab. Ich lachte darüber, weil ich es als eine Schmeichelei aufnahm; aber sonst dachte ich mir nichts dabei. Da, eines Abends, gab die Direktrice mir ein Kleid mit für die Baronin Ubra an der Schwabinger Landstraße. Ich wollte den Tram nehmen, aber es war nirgends ein Platz zu bekommen. Es war ein Sturm, daß die Ziegel von den Kaminen sausten, und dabei so eisig kalt. Alles ging in Mantel und Kapuze und ich hatte nur mein Jaquet mit den großen Knöpfen und meinen Federhut, den ich halten mußte, daß er mir nicht vom Kopf flog. Schon in der Theatinerstraße dachte ich, wenn ich nur nicht geboren wäre. Ich fühlte keine Hände und Füße mehr und bei jedem Schritt rannte ich an einen dran. Einmal war es ein Laternenpfahl, an dem ich den Schirm zerbrach. Dann riß ihn der Wind in Fetzen. Der Schnee kam mir in die Röcke und lief mir durch den Hals hinunter. Ich war unten und oben naß, wie es ein Hund bei dem Wetter wird. Vor der Feldherrn=Halle riß der Riemen, an dem ich die Schachtel trug, und das Kleid fiel heraus in den Schnee. Da wäre ich am liebsten gestorben. Ich nahm das Kleid auf und wischte den Schnee mit dem Taschentuch von dem Papier, damit er nicht eindrang. Dann wollte ich die Schachtel unter den Arm nehmen. Da kam ein Windstoß und

schlug mir die Röcke bis über die Knie hinauf. Gott, o Gott, o Gott, dachte ich, wenn das nur niemand gesehen hat!

Gleich darauf trat ein Herr zu mir und fragte, ob er die Schachtel tragen dürfe, und ich sagte Ja.

So gingen wir zusammen hinaus nach der Schwabingerlandstraße und dann begleitete er mich zurück in die Sendlingerstraße zu unserem Haus. Er hatte mir nur erzählt, daß er in einem Geschäft angestellt war, und von seinem Gehalt seine sechzigjährige Mutter ernähre. Ich hatte ihm auch gesagt, wo ich arbeite. Ich hatte ihn gar nicht angesehen und würde ihn nie in meinem Leben wiedererkannt haben.

Aber am nächsten Abend, als ich aus dem Geschäft kam, war er wieder neben mir, sobald ich mich von den andern verabschiedet hatte. Weil er so freundlich gewesen, konnte ich ihn nicht fortschicken. Und so kam es dann. Jeden Abend begleitete er mich bis vor die Hausthür und erzählte mir, wie lieb und gut er zu seiner alten Mutter sei. Und als es Frühling wurde, sagte er mir eines Abends, daß er mich liebe. Ich glaubte es anfangs nicht. Aber einen ganzen Monat lang sprach er von nichts anderem und dann fragte er mich auf einmal, ob ich ihn auch liebe, und ich sagte Ja.

Das war das Entsetzliche; von dem Tag an war er nicht mehr derselbe. Vorher war er immer so sanft und gut gewesen; jetzt war das alles aus. Er behauptete, es sei nicht wahr, daß ich ihn liebe.

Ich sagte: doch, auf meine Seligkeit! Und es war ja auch nicht anders. Den ganzen Tag im Geschäfte dachte ich nur an ihn, was er mir für ein Gesicht zeigen werde, wenn wir uns wieder sehen. Aber es war nie mehr das gleiche Gesicht. Er rollte die Augen nach unten, als hätte er eine Fliege verschluckt, und den ganzen Weg sprach er oft kein Wort. Vorher hatte er mich manchmal geküßt zum Abschied. Jetzt that er auch das nicht mehr. Ich bat ihn darum, aber er wollte nicht. Er schalt mich eine Kokette. Ich war so erschrocken; ich wußte nicht, was das war. Zuerst konnte ich das Wort nicht behalten. Dann schrieb ich es mir auf und fragte Cilly, und Cilly sagte mir, das seien die Mädchen, die nachts auf der Straße gingen.

Die Mutter fragte mich, warum ich so schlecht aussähe, warum ich nicht esse und den Mund nicht mehr aufthue. Aber ich konnte nichts sagen. Ich hatte mir vorgenommen, nicht eher von ihm zu sprechen zu Hause, als bis wir uns verloben könnten; und dazu reichte sein Gehalt noch nicht aus. Wir mußten warten, bis seine Mutter starb. Aber wie er mir dann einmal auf dem Rathausplatz im Zorn den Rücken kehrte und die Hände in den Hosentaschen von mir ging, da lief ich ihm nach und hing mich ihm an den Hals; ich liebe ihn ja, sagte ich, das müsse er doch sehen. Er solle doch wieder so sein wie früher; ich hätte ihm ja doch nichts zu Leide gethan; und er solle mich nicht so furchtbar quälen.

— Da murmelte er: Beweise mir, daß du mich liebst. Ich fragte ihn, wie ich ihm das beweisen könne; und er murmelte, das wisse ich ganz gut, ich sei doch kein Kind mehr. Aber ich sei eben eine Kokette, ich treibe mein Spiel mit ihm; aber er habe es satt, er wolle sich nicht länger zum Narren halten lassen.

Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen und dachte darüber nach, was er wohl habe meinen können und wodurch ich mich undankbar gegen ihn erwiesen habe. Schließlich beschloß ich Cilly zu fragen, weil er es mir doch nicht selber sagen wollte. Aber Cilly die ganze Geschichte erzählen, das wollte ich nicht. Es hatte kein Mensch auf dieser Welt etwas von meinem Verkehr mit ihm bemerkt, und so wollte ich auch, daß es bliebe, bis wir uns öffentlich verloben könnten. Er erzählte mir von seiner Mutter, daß es manchmal sehr bedenklich mit ihrer Gesundheit stand, aber dann ging es wieder besser.

Nach dem Mittagbrot fragte ich Cilly, als ich Arm in Arm mit ihr ging, ob sie schon einmal geliebt habe. Sie besann sich einen Augenblick und dann sagte sie Ja. Ich fragte sie, was sie dann gethan habe. Sie sagte, sie habe ein heißes Fußbad genommen. Ob es dann gut gewesen sei. Sie sagte Ja. Und ob sie sonst noch etwas gethan habe. Nein, das sei alles gewesen. — Ich wollte gerne noch etwas mehr über ihre Liebe wissen, aber sie lachte und meinte, das seien Privatangelegenheiten.

Am Abend sagte ich ihm, als er mich begleitete, ich wisse es jetzt; Cilly hätte es mir gesagt, er solle nur warten bis morgen. Also morgen, sagte er und küßte mich vor der Hausthür. Er war so lieb, wie er seit Wochen nicht mehr gewesen. Den ganzen Abend zitterte ich, die Mutter möchte etwas davon merken, daß ich ein Fußbad nehmen wollte. Ich hatte solche Angst! Als sie schlafen gegangen, schlich ich mich im Hemd in die Küche. Ich hatte das Feuer unter dem Schiff brennen lassen. Ich schöpfte leise den Kessel voll und stellte mich aufrecht hinein. Da wurde mir auch, wie ich es nie vorher empfunden. Du glaubst es nicht, aber ich zitterte und bebte vor Freude und dachte dabei nur an ihn, was er sagen werde, wenn er mich so verwandelt sähe. Ich schlich in mein Bett und schlief so süß, wie ich noch nie in meinem Leben geschlafen hatte. Am nächsten Abend war das Elend groß. Erst sanken wir uns in die Arme und küßten uns, daß ich vor Glück beinah geweint hätte; dann meinte er, ich solle mitkommen, aber ich sagte, er wisse ja, daß ich nach Hause müsse. Da nannte er mich ein albernes dummes Tier.

Das brachte mich dahin, daß ich am Sonntag zur Kartenschlägerin ging. Ich wollte ihr ebensowenig von unserer Liebe erzählen wie Cilly, aber in fünf Minuten hatte sie alles heraus. Und da sagte sie es mir dann; ich müsse eben mit ihm gehen und dürfe ihm nichts verwehren; dann wisse er genau, daß ich ihn

liebe. Ich fragte sie, was es koste, und sie fragte mich wieviel ich denn bei mir habe. Ich sagte: Zwölf Mark und fünfzig Pfennige. Gut, sagte sie, gewöhnlich bekomme sie zwar zwanzig, aber sie wolle sich damit zufrieden geben, weil ich es sei. Und dann empfahl sie sich mir noch für später.

In der folgenden Nacht legte ich mich angekleidet zu Bett. Nur die Schuhe hatte ich ausgezogen. Als es elf Uhr schlug, tappte ich die Treppen hinunter. Er umarmte und küßte mich unter der Hausflur und führte mich in seine Wohnung. Eine Stunde später brachte er mich zurück; aber, weiß Gott, ich konnte nicht begreifen, warum er so glücklich war. Ich dachte mir, es müsse doch etwas besonderes um die Liebe sein, daß es einem so wohl thut, wenn man erfahren hat, daß man wirklich von einem Mädchen geliebt wird.

Und dann wurde ich seine Geliebte. Schon in der ersten Woche sagte er: Wenn du mich wirklich lieb hast, kannst du nicht länger bei deinen Eltern wohnen. Wenn die Fleischerknechte mich unten vor der Hausflur erwischen, schlagen sie mich tot. — Ich nahm des Nachts meine Sachen mit, und am andern Tag im Geschäfte sagte ich, ich hätte Kopfweh und ging hin und suchte mir ein Zimmer mit einem Bett und zwei Stühlen. Am Abend ging ich nicht nach Hause. Am Sonntag kam dann mein Vater. Er fragte, ob ich noch im Geschäfte arbeite. Ich sagte Ja. Darauf fragte er mich, wer mein Liebhaber sei. Ich sagte:

„Das sage ich nicht, du kannst mich schlagen, soviel du willst, ich sage es nicht.“ Da sagte er, er hole die Polizei. Ich antwortete, ich fürchte mich nicht vor der Polizei, ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht. Da fiel er am Bett zusammen und weinte und schüttelte sich; ich dachte es müsse ihm die ganze Seele herauskommen. Dann stand er auf, sah mir gerade ins Gesicht, gab mir eine furchtbare Ohrfeige und ging. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Mein Geliebter kam nun jeden Abend zu mir. Mit seiner Mutter ging es sehr schlecht, deshalb hatte er seine Wohnung aufgegeben. Er brauchte das Geld für die Medicamente und den Doktor. Manchmal, wenn es nicht reichte, gab ich ihm auch von dem meinigen, aber ich hatte nicht viel übrig, da ich nun immer Nachtessen für zwei besorgen mußte. Anfangs hatte er mich seiner Mutter vorstellen wollen; aber jetzt ging es nicht mehr. Sie war zu schwach. Er fürchtete, die Freude und die Aufregung müßten sie auf der Stelle töten.

Einmal im Geschäft, als die Vorsteherin fort war, sprachen Resi und Cilly über ein Mädchen, das ein Kind bekommen. Ich fragte, ob sie denn nicht verheiratet gewesen. Sie sagten, nein. Da bekam ich einen entsetzlichen Schrecken. Mir wurde ganz schlecht und ich mußte nach Hause gehen. Ich weinte bis zum Abend. Nie in meinem Leben hatte ich gedacht, daß man Kinder haben kann, ohne verheiratet zu sein. Als ich es ihm sagte, schalt er mich ein

dummes Gänschen, vor so etwas fürchte er sich doch gar nicht. Aber ich hatte von dem Tag an keine ruhige Stunde mehr.

Und dann wurde er von seinem Prinzipal hier nach Zürich geschickt. Als wir zusammen im Coupee saßen, stieg ein Mädchen ein. Zuerst setzte sie sich in die andere Ecke, aber als sie meinen Geliebten sah, warf sie ihm einen Blick zu, als wäre eine Rakete vor ihr aufgestiegen, und dann setzte sie sich ihm gerade gegenüber. Sie erzählte, daß sie hier als Kellnerin engagiert sei. Sie war geschnürt, daß mir der Atem ausging. Dabei konnte sie die Füße nicht ruhig halten und fächelte sich mit einem Taschentuch, das wie eine Menagerie duftete. Die Augen fielen ihr fast zum Kopf heraus. Sie wechselte Blicke mit meinem Geliebten, die die herrlichsten Dinge bedeuten mußten, aber ich verstand sie nicht Manchmal warf sie auch einen Blick auf mich, und dann schämte ich mich fast zu tode. Ich hatte ein Kleid an, an dem kaum mehr eine Farbe zu sehen war, dazu einen grauen Shawl um den Kopf, und meine Schuhe zog ich unter die Bank zurück, weil sie vorne offen waren. Sie trug nagelneue, hellgelbe Schnürstiefel mit goldenen Knöpfen daran. Ihr Kleid war so eng gemacht, daß man ihre Knie sah. Auf dem Schoß hielt sie ein Ridicül mit Pralinées und einer Flasche Zwetschenwasser darin. Mir bot sie auch davon an. Ich mochte nicht, aber mein Geliebter sagte, ich solle mich doch nicht genieren. Kurz

vor Lindau, als die Lokomotive auf einmal hielt, weil eine Achse heiß geworden war, sank sie ihm beinah in die Arme.

Auf dem Dampfschiff wurde ich seekrank, und so kamen wir nach Zürich, ich weiß nicht wie.

Schon am zweiten Tage ging er abends mit ihr in die Tonhalle und kam die ganze Nacht nicht nach Hause. Am Morgen ging ich aus, um ihn zu suchen, und als ich zurückkam, waren seine Sachen fort. Da suchte ich durch die ganze Stadt. Bei jeder Straßenecke glaubte ich, er müsse dahinterstehen. Schließlich fand ich ihn auf einer Bank unten am Quai. Ich sagte, er solle mitkommen. Er sagte, er dürfe das nicht, wir dürften hier in Zürich nicht bei einander wohnen; das leide die Polizei nicht. Wir würden festgenommen, wenn wir hier bei einander wohnten, ohne verheiratet zu sein. Aber er wolle mich besuchen, so oft er könne.

Während vierzehn Tagen fand er gerade dreimal dazu die Zeit. Ich hatte mir Arbeit verschafft in einem Weißwarengeschäft und saß den ganzen Tag zu Hause und nähte. Als er das dritte Mal kam, fragte ich ihn, wo er denn wohne, aber das wollte er mir nicht sagen. Und so trieb es mich dann manchmal wieder hinaus, weil ich dachte, daß ich ihn finden müsse, da ich mir vorgenommen hatte, ohne ihn nicht mehr nach Hause zu kommen.

Es war eines Abends gegen elf, da erwischte ich ihn, wie er gerade aus einem feinen Restaurant trat.

Ich fragte ihn ins Gesicht: Du lebst mit der Kellnerin zusammen. Er sagte: Das geht dich nichts an. Da fragte ich ihn: Liebst du mich denn nicht mehr? — Und da antwortete er mir: Wie kann ich dich denn noch lieben, wenn ich nicht mehr zu dir komme? — Zuerst verstand ich ihn nicht. Was sagst du, fragte ich. Und da wiederholte er es mir: Wie kann ich dich denn lieben, wenn wir doch nicht mehr zusammen sind?

Mir wurde grün und blau vor den Augen. Ich hielt mir die Hände vors Gesicht und rannte fort. Ich mußte erst darüber nachdenken. Was verstand er denn unter Liebe, daß er mich nicht mehr lieben konnte, weil wir nicht mehr beieinander wohnten. Ich hatte ihn darum doch geliebt, das wußte ich. Ich fühlte und dachte alles nur so, wie wenn ich gar nicht mehr auf der Welt lebte, wie wenn er und sonst niemand dagewesen wäre. Ich liebte ihn und liebte ihn immer noch, ich hätte mein ganzes Leben lang für ihn arbeiten können; und er konnte mich nicht mehr lieben, weil er nicht mehr zu mir kam. Ich war kein dummes Kind mehr. Ich hatte derweil auch gefühlt, daß es etwas Süßes sei um das Beieinandersein. Aber da kam mir auf einmal der Gedanke, daß er von Anfang an gar nichts anderes gewollt hatte. Da rannte ich an den See hinunter und wollte mich ertränken. Aber das war mir nicht genug. Es that mir so furchtbar weh in der Brust, daß mir das Wasser zu freundlich und zu lieb er=

schien. Ich lief durch die Straßen und dachte, wenn doch jemand käme und mich mißhandelte, daß mir die Sinne vergingen. Ich fühlte, wenn man mich mit Füßen treten würde, dann wäre mein Schmerz geringer. Ich mußte mich entwürdigen lassen, so tief, so tief wie es möglich war, dann spürte ich vielleicht nichts mehr von den Krallen, die mir das Herz abdrückten.

Ich dachte lange nach. Ein Herr kam und strich mir über das Haar. Ich wäre vielleicht mit ihm gegangen. Aber er war mir zu freundlich, er war mir zu anständig. Er trug Glacéhandschuhe und kam mir vor, wie jemand, der mich retten wollte. Nein, nein; ich mußte hinunter, hinunter, wo man nichts mehr sieht und hört. Ich sagte mir, ich müsse so elend werden, daß ich meinen Kummer nicht mehr fühlen könne.

Mein Geliebter hatte mir gesagt, daß es in Zürich Frauen gäbe, die junge Mädchen zu sich nähmen, um sie zu verkaufen und bis aufs Blut auszusaugen. Ich fragte einen Polizisten, der mich an der Straßenecke sitzen sah, wo solch eine Frau wäre. Er fragte mich, ob ich schon einmal dort gewesen sei, und ich sagte Ja. Darauf nahm er mich am Arm und führte mich zum Wachtlokal. Dort saß ein Herr mit rotem Gesicht, einem schwarzen Schnurrbart und einer blauen Brille und fragte mich wieder, ob ich schon bei einer solchen Frau gewesen. Und ich sagte wieder Ja. Dann fragte

er, wo denn das gewesen sei, und ich zeigte mit dem Finger irgendwohin; ich sei ganz fremd hier, ich sei heute zum erstenmal fortgegangen und ich könne mich nicht zurückfinden. Darauf gab er mir zwei Polizisten mit und die brachten mich her. So bin ich hierher gekommen . . .

— Aber lebt es sich hier denn nicht ganz hübsch?

— Anfangs war Madame unzufrieden mit mir, weil ich immer so finster dreinsah. Aber seit sie gesehen, daß die Abscheulichsten von unseren Herren immer mit mir gehen, und ich nie einem Nein sage, seitdem hat sie mich ebenso gern, wie die muntere geschickte Mademoiselle Palmyra, die mit mir hier ist. — — —

Es war Sonntag am anderen Morgen, als sich der junge Mann wieder im Freien befand. Die Glocken läuteten; Männer, Frauen und Kinder kamen aus der Kirche. Der junge Mann hätte bei sich gerne einen Witz darüber gemacht, aber es war ihm nicht behaglich. Er war sich nie so klein erschienen; er war sich aber auch selber nie so gut erschienen. Er kannte sich nicht wieder. Er verglich die sorglose, sonnige Stimmung der Kirchgänger, die soeben ihrem Prediger zugehört und sich jetzt auf ein gutes Mittagessen freuten, mit dem Ernst in seiner eigenen Seele, und er gestand sich, ohne einen Funken von Frivolität oder Koketterie, daß er sie nicht beneide. Als er am Abend hinging, hatte er die Maske des Bußpredigers angenommen. Jetzt war es ihm, als

hätte er selbst dem Bußprediger gelauscht: Er hatte an Unschuld glauben gelernt, wo er es am wenigsten gesucht. Er mußte sich selbst verachten, wenn er an das Mädchen zurückdachte. Sie hatte nie etwas Böses gewollt und das schwarze Los gezogen. Er hatte nie in seinem Leben etwas Gutes gewollt und war noch nicht gänzlich verloren; das fühlte er. Der Eindruck blieb ihm fürs Leben.

Die Liebe auf den ersten Blick.

„Aber Sie kennen mich ja gar nicht. Ihre Zumutung hat etwas Beleidigendes. Sie sehen mich einen Abend in der Gesellschaft, erkundigen sich, wer ich bin, und am andern Tage kommen Sie und halten um meine Hand an. Mein Vater gilt für einen Millionär. Ich wünschte wirklich, es wäre anders; dann hätte ich Ursache, stolzer auf mich zu sein und auf die Huldigungen, die man mir darbringt.“

Das junge Mädchen sah zu Boden im Bewußtsein, eine Kränkung ausgesprochen zu haben. Sie hatte sie nur deshalb ausgesprochen, weil ihr die Unterredung, so überraschend sie zustande gekommen, in der That nicht gleichgültig war.

„Sie sagen, mein Fräulein, ich kenne Sie nicht. Ich erinnerte mich auch wirklich kaum Ihres Namens. Und dennoch kenne ich Sie besser als irgend jemand, dem Sie bis jetzt in dieser Welt entgegengetreten. Das halten Sie nicht für möglich. Ich bin hergekommen, um es Ihnen zu beweisen. Es hat Ihnen wohl noch niemand gesagt, eine so sorgfältige Erziehung Sie genossen, daß es zwischen dem äußeren

und dem inneren Menschen keinen Unterschied giebt. Sie halten mich für eingebildet, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Ihr ganzes Wesen, Ihr ganzes Fühlen und Denken, Ihre Art zu lieben, zu leiden und sich zu freuen aus Ihrer Erscheinung gestern abend erkannt, als das erkannt, was ich seit Jahren in dieser Welt suche und was ich so leicht nicht noch einmal wiederfinden werde. Das erklärt Ihnen, weshalb ich mich nicht einen Moment besonnen. Ich würde gestern abend mit Ihnen gesprochen haben, wären Sie nicht unversehens mit Ihrer Frau Mama aus dem Saale verschwunden."

„Wenn Sie mich schon nach drei Stunden so vollständig durch und durch erkannt, werde ich Ihnen wenig Kurzweil für ein ganzes langes Leben bieten können."

„Kurzweil ist es nicht, was ich bei Ihnen suche, mein Fräulein. Weiß Gott, es ist etwas anderes. Sehen Sie, ein Bauer heiratet eine Frau, die für ihn arbeiten kann, die ihm Geldeswert repräsentiert. Ein Müßiggänger heiratet eine Frau, bei der er Kurzweil findet. Ein Schöngeist heiratet eine Frau, die ‚ihn versteht', mag sie noch so einfältig an Geist sein, mag sie noch so wenig von der Welt verstehen, wenn sie nur ihn versteht. Er beansprucht einen durchaus nur relativen Wert bei seiner Frau, er sucht nur die Erhöhung der eigenen Persönlichkeit; sie muß ihn anbeten. Das alles sind Egoisten zweiten Ranges. — Wer da weiß, was eine Frau als

Frau ist, was eine Frau in dieser Welt sein kann, der sucht sich das Herrlichste aus, was das Leben hervorbringen kann, um es sein Eigen zu nennen; der sucht keine Frau, die zu ihm in irgend relativen Beziehungen steht, sondern die selber etwas ist: Entfaltung, Pracht, Größe, große Ansprüche und große Empfindungen, die Fähigkeit, in hohem Maße glücklich zu sein. Dann ist er seines eigenen Glückes gewiß. — Es beklagen sich so viele Menschen darüber, daß ihnen kein großes überwältigendes Glück zu teil wird, und wissen nicht, daß sie nur zu klein sind, um ein solches Glück im besten Fall empfinden zu können. Es giebt so viele Männer, die eine häßliche Frau einer schönen vorziehen, nicht aus Irrtum, aus Unwissenheit, sondern weil ihnen die Schönheit ein Greuel ist. Werden Sie, mein Fräulein, jemals Achtung vor einem Manne mit bescheidenen Ansprüchen hegen? — Sie kennen sich selber. Würden Sie jemals einen Mann lieben können, der sich mit weniger begnügt, als Sie selber sind?"

„Aber woher wissen Sie denn, daß ich all jene schönen, großen Eigenschaften besitze, von denen Sie vorhin gesprochen haben?"

„Das will ich Ihnen erklären, wenn Sie mir für einen Moment Ihre Aufmerksamkeit schenken. Es wird mich niemand besser begreifen als Sie. — Wenn Sie hinter jemandem hergehen, nachts, wenn es stockdunkel ist, meinetwegen bei Nebel und

Regenwetter, und der Jemand vor Ihnen trägt einen Mantel bis auf die Füße, so daß keine Linie seiner Figur genau zu erkennen ist, so bleibt Ihnen immer noch etwas, wonach sie den ganzen Menschen beurteilen können . . .“

„Seine Gangart!“

„Gewiß. Woher wissen Sie das?“

„Ich glaube nicht daran. — Aber es bleibt wenigstens nichts anderes.“

„Sie werden daran glauben lernen, mein Fräulein. Der Gang eines Menschen ist nichts Zufälliges. Er ist aufs engste bedingt durch die Art und Weise, wie sein Körper gebaut ist. Und wenn man bei Ihrer Art sich zu kleiden den Körper eines Weibes niemals beurteilen kann, so lange es ruhig vor einem steht, so sieht man sofort die präzisesten Proportionen und Konturen, wenn es sich drei Schritte vom Platze bewegt. Aber kehren wir zu jener nächtlichen Erscheinung zurück. Der Gang eines Menschen hat seinen Rhythmus, der sich in Worten nicht erklären, der sich nur empfinden läßt. Aus diesem Rhythmus gelingt es Ihnen bei einiger Übung mit Leichtigkeit, den ganzen Körper zu konstruieren. Sie wissen mit vollster Bestimmtheit, ob eine Renaissance-Figur, Rokoko-Figur, eine klassische Figur oder eine Figur fin de siècle vor Ihnen hergeht. Sehr wesentlich dabei ist, ob die Bewegungslinie, vom Ohrläppchen bis zur Ferse hinunter als gleichmäßige Welle verläuft oder über der Hüfte

abbricht. Wenn sie über der Hüfte abbricht, haben Sie keine einheitliche Natur vor sich, und es läßt sich das durch den faltenreichsten Mantel hindurch feststellen. — Wenn Sie sich nun über den Körper völlig klar geworden, denken Sie sich den entsprechenden Gesichtsausdruck hinzu, vor allem den Mund und die Nase. Man kann in der That aus dem Schritt einer Dame eruieren, ob sie eine Stumpfnase oder eine gebogene Nase, ob sie volle Lippen oder schmale Lippen hat. Und dann wissen Sie auch schon mit voller Bestimmtheit, ob die Dame, wenn sie Sie kennte, Sie verstehen und lieben würde oder nicht; ob die Dame Ihr Fall wäre, ob Sie sie lieben würden oder nicht. — Aus alledem erkennen Sie nicht, ob eine Prinzessin oder eine Bettlerin, eine Köchin oder eine Millionärin vor Ihnen hergeht, aber den Schlag des Menschen erkennen Sie daraus, äußerlich wie innerlich, und wissen dann, ob sie es mit einer freien oder beschränkten, einer reichen oder einer armen Natur zu thun haben. Und wenn Sie dann Ihre Schritte beschleunigen, wenn Sie dicht an der Person vorbeigehen und ihr ins Gesicht sehen, dann werden Sie in so und so viel Fällen finden, daß Sie . . ."

„Sich getäuscht haben, mein Herr!"

„Das ich mich getäuscht habe, mein Fräulein. Und dann weiß ich, daß ich an ein rasseloses Geschöpf geraten bin, das mich, ebenso wie hier, mein ganzes Leben hindurch täuschen, belügen und betrügen würde und bei dem für alle Liebesmüh nichts als Undank zu

holen wäre; und ich gehe so rasch wie möglich meiner Wege. Denn von solchen Naturen, mein Fräulein, muß man sich fern halten, mag man in der Welt anstreben, was man will; man wird immer nur Mißgeschick bei ihnen ernten. Die Sterne lügen nicht. Wo sie lügen, ist vor allem kein Himmel, sondern Teufelsspuk. Das ist das Charakteristische bei Menschen, welche Rasse besitzen, daß sie einheitlich sind in Seele und Leib, in Kopf und Gliedern, so daß sich aus einer Bewegung der Hand — wie Sie sie jetzt machen — das Gefühl im Herzen erraten läßt, daß sie aus einem Gedanken heraus geschaffen sind, daß sie Kunstwerke sind in dem Sinne, wie es jede große Kunstschöpfuug sein soll. Ich würde mich ebenso in Sie, mein Fräulein, verliebt haben, wenn ich nur eine Bewegung Ihrer Hand oder Ihres Fußes gesehen, oder nur einen Brief von Ihnen zu Gesicht bekommen hätte, wie jetzt, wo ich Sie einen ganzen Abend lang beobachtet. Ich habe Sie gestern abend im Verkehr mit mindesten zwanzig verschiedenen Personen gesehen. Diese Menschen entziehen sich schließlich auch nicht meiner Beurteilung und ich will Ihnen sagen, wenn Sie es wünschen, was Sie von jedem halten. Dann mögen Sie entscheiden, ob ich ihre innere Natur, von der ich, wie Sie glauben, nichts ahne, richtig zu schätzen weiß oder nicht. Mir war jedenfalls jedes Ihrer Worte, das ich aus der Unterhaltung auffangen konnte, eine Bestätigung dessen, was mir Ihr königlicher Wuchs und die

heroische Art Ihrer Bewegung auf den ersten Blick offenbart."

„Hm, Liebe macht blind."

„Die Liebe macht blind; aber wen, mein Fräulein? — Einen Mann, der nie aus beschränkten Verhältnissen herausgekommen, der Welt und Menschen nicht kennt und eine freie Wahl getroffen zu haben glaubt, wo er nur einem animalischen Instinkte unterliegt. — Wenn unsereiner sich verliebt, dann weiß er warum; dessen können Sie gewiß sein, und ich bin gewiß, daß Sie stolz darauf sein werden, daß Sie nicht zu den engherzigen Frauennaturen gehören, die auf die Vergangenheit eines Mannes eifersüchtig sind. Sie würden sich selber beschämt fühlen, einen Mann zu heiraten, der nicht einmal imstande wäre, Ihren Wert an demjenigen anderer Frauen, die er kennen gelernt, zu messen. Geliebt habe ich nur Sie, mein Fräulein, lange schon ehe ich Sie kannte; ich wäre sonst wohl nicht sechsunddreißig Jahre alt geworden, ohne mich zu verheiraten. Wenige von Ihren Anbetern werden den nämlichen Vorzug für sich geltend machen können. — Und nun erlauben Sie mir noch einen letzten Beweis dafür, wie hoch ich Sie schätze, und daß ich keineswegs blind bin und mich in Ihnen nicht täusche, Sie sind ein mutiges, entschlossenes Mädchen; das ist in Ihren Augen zu lesen. Da, wo Sie einmal das Richtige erkannt, da zaudern Sie auch nicht lange, mit Ihrer ganzen Person dafür einzustehen. Sie lieben es, Ihr Leben zu wagen.

Das ängstliche Zuwarten, sich nicht entscheiden können, guten Rat und Hilfe bei anderen suchen, ist nicht Ihre Sache . . ."

Fräulein Ellie, die einen Moment beide Hände vor dem Gesicht gehalten, erhob sich in ihrer ganzen Größe vom Sessel, schlang dem Besucher, der sich gleichfalls erhoben, ihren Arm um den Nacken und küßte ihn.

Das Spiel des Lebens war gewonnen.

Bei den Hallen.

8. September. — Ich erwache gegen vier. Die Vorhänge sind noch zugezogen. Es ist stockfinster im Zimmer. Ich zünde die Lichter an und stehe allmählich auf. Ich fühle mich von den gestrigen Strapazen wie neugeboren; eine eigentümliche Beweglichkeit in den Gelenken, den Kopf frei und den Körper um zwanzig Pfund leichter. Ich fühle mein specifisches Gewicht . . .

Wie ich auf die Straße trete, spielt die Abendsonne in den obersten Fensterscheiben. Ich gehe in mein kleines Restaurant, kaufe mir unterm Odeon Maeterlincks Princesse Malaine und lese sie im Café auf einen Zug durch. — Hätte er seinen Geistern etwas mehr Fleisch gegeben, sie wären wohl auch länger am Leben geblieben. — Ich diniere im Palais Royal und arbeite zu Hause bis Mitternacht.

Wie ich um zwei Uhr aus der Brasserie Pont-Neuf komme, geht ein Mädchen in fliegendem Radmantel vor mir her; das erinnert mich an Marie Louise; aber sie ist es nicht.

Ich gehe zu Bovy im unbewußten Bedürfnis, etwas über Raimonde zu erfahren. Das einzig be-

kannte Gesicht in der kleinen Bude ist Marie Louise. Sie bittet mich um ein Glas Milch und erzählt mir, es habe sich gestern ein Mädchen im Café d'Harcourt auf der Terrasse mit Sublimat vergiftet. Raimonde sei noch im Quartier. Sie sei dans la purée. Sie habe vierzigtausend Franken Schulden. — Das erfüllt mich mit ungeheurer Genugthuung.

Ich frage sie, ob sie noch Morphium nehme. Nein, schone lange nicht mehr. Sie schlägt ihren Radmantel auseinander und macht mich darauf aufmerksam, daß sie von ihrer Last befreit ist. Sie war ihrer Fehlgeburt wegen drei Wochen im Spital; dabei hat man ihr das Morphium abgewöhnt. Sie sieht auch in der That um vieles besser aus. Sie schminkt sich nicht mehr, schläft des Nachts wie ein Kind und ist beim Erwachen von keinen düsteren Gedanken mehr heimgesucht. Vor dem Einschlafen liest sie immer noch im Bett. Sie liest jetzt „La faute de l'Abbé Mouret“. Sie hätte sich nie gedacht, daß Zola ein so hübsches Buch schreiben könne. Sie hat vorher den „Assomoir“ angefangen, aber sie findet ihn geschmacklos und langweilig. So etwas könne sie auch noch schreiben, wenn sie die nötige Zeit hätte!

Derweil drängt sich ein Mädchen an mich heran, dem ich vor einem halben Jahr einmal einen Louisdor gegeben. Ich weiß nicht mehr, wie sie heißt. Damals war sie in Schwarz; jetzt trägt sie ein nagelneues helles Kleid mit blauseidenem Einsatz! Ich hatte ihr

eines meiner feingeblümten Hemden gegeben, darauf nahm sie ein Buch zur Hand „La Fille Elisa" von Edmond de Goncourt, das mir die kleine Germaine geliehen, las es bis zum lichten Morgen durch und lief davon. Das Hemd hätte sie auch gern mitgenommen. Ich muß ihr versprochen haben, ihr statt dessen einen Brillantring zu schenken.

Sie hat ein rundes bleiches Gesichtchen mit vollen Wangen und hübschem Kinn, ein feines Stumpfnäschen, blühende Lippen, nach außen emporgezogene schmale Brauen und ein ungemein sympathisches, feuchtschwarzes Augenpaar.

Da sie äußerst elegant gekleidet ist und blinkende gelbe Glacés trägt, setze ich voraus, daß sie auch persönlich gewonnen hat. Sie wohnt auch nicht mehr Hotel Voltaire in der Rue de Seine sondern in der Rue St. Sulpice im ersten Stock.

Ich frage sie, ob sie etwas trinken wolle. — Nein, sie habe keinen Durst.

Ich habe in meinem Leben kein so nettes behagliches Zimmerchen gesehen.

Es ist mit gelbem feingeblümten Kattun austapeziert, als wäre mein Nachthemd von damals dazu verwendet worden. Aus dem nämlichen Stoff sind die enormen Bettgardinen, die das halbe Gemach einnehmen.

Das Mädchen in seinem korngelben hübschen Kleid mit dem blauen Einsatz paßt so ausgezeichnet in dieses niedliche Etui, daß ich mich in dem kleinen

Raum zwischen Thür und Fenster von allem, von der Welt, von Sünde, von Verschwendung, Gefahr und Pflichten durch Ätherfernen getrennt fühle

Sie fragt mich, ob ich gern eine Chartreuse trinke, nimmt ein geschliffenes Flacon vom Kamin und füllt zwei Gläschen.

Die Chartreuse hat die Farbe von flüssigem Gold und rinnt auch so ungefähr durch die Adern. Dabei sprechen wir über ihre „Kolleginnen".

Ob Lulu und Nini sich lieben, wisse sie nicht; es sei möglich, warum nicht. Lulu wohne zwar in ihren eigenen Möbeln, es sei aber nur ein ganz kleines Loch, ein einziges Zimmer, in dem sie ihre paar Möbel aufgestellt. Dabei sage sie jedermann, dem sie begegnet, sie wohne in ihren eigenen Möbeln. Lulu sei entschieden die Dominierende, die Intelligenz, während Nini den Pudel machen müsse und nur mit denjenigen Herren gehen dürfe, die ihr Lulu erlaube. — Ob ich Lulu denn kenne?

Ich sage nein und füge unvorsichtiger Weise hinzu, es sei meine Schuld nicht.

Darauf kommt die Rede auf Raimonde. — Ja, das sei Eine! — Sie hat mich in jener denkwürdigen Nacht mit ihr au grand Comptoir gesehen. — Auf wie viel einen denn die wohl zu stehen komme?

Um meine Unvorsichtigkeit mit Lulu wieder gut zu machen, sage ich auf — fünfzehn Franks.

Pas plus que ça?

Nein. Sie habe noch darum winseln müssen.

Wie mir denn Raimonde gefalle?

Ich schüttle ernst den Kopf und sage: C'est une belle femme!

Darauf zählt sie mir Raimondes's sämtliche Geliebten her — la grande Zusanne, die kleine Lucie, die damals mit uns au grand Comptoir war, die hübsche Lucienne, die mit uns zusammen bei Barrat war ꝛc. ꝛc. — sie begreife es nicht, wie man sich mit einem Mädchen schlafen legen könne!

Ich sage, sie werde sich wohl einen Geliebten halten.

Oh là là! Es seien die Freunde von andern Mädchen, die zu ihr kämen, um das Geld, was die Mädchen ihnen geben, mit ihr durchzubringen. Daher kenne sie es. Nein, sie möchte in ihrem Leben keinen Geliebten.

Ich sage, es sei doch schön, einen zu haben, der einem ganz gehöre, mit dem man nicht handeln müsse, dem man Gutes thun und dem man sich nur aus Liebe geben könne.

Sie lacht hell auf. Es seien ja die Männer, die die Frauen, von denen sie Geld hätten, beherrschen. Die Frauen lägen ja vor ihnen auf dem Fußboden. Es seien ja nur Sklavinnen.

Während wir so sprechen, sehe ich ein Kartenspiel auf dem Tisch. Ich frage sie, ob sie die Karten schlage; sie fragt mich, ob sie sie mir schlagen solle — dire la bonne aventure, die Prozedur nimmt eine gute halbe Stunde in Anspruch. Wir nehmen einander gegenüber Platz, und sie erzählt mir viel

von meiner Mutter, von meinen beiden Schwestern, von einem Haufen Gold, den ich von einem blonden Herrn erhalten werde, in dem ich sofort meinen Verleger erkenne.

.... eine Stunde später wird meine Angebetete plötzlich munter und meint, wir könnten noch ein wenig zu den Hallen gehen, un peu vadrouiller. Es sei so warm draußen und so eng hier im Zimmer. — Meine Einwendungen helfen nicht viel. Ich erhebe mich mit Ach und Krach, wir trinken rasch noch eine Chartreuse und schlendern durch die graue Morgendämmerung über den Pont-Neuf den Hallen zu. Sie möchte nur gerne eine Soupe au fromage essen au grand Comptoir. Es werde jedenfalls große Gesellschaft da sein.

Es ist weder Musik noch Gesellschaft da. Im hintern Lokal sitzen einige vereinsamte Grisetten. Meine Schöne bestellt die Suppe, ich eine Flasche Wein und wir essen schweigend in uns hinein. Darauf kommt der Kellner: Des écrévisses? Une douzaine de Marenes? Un demi poulet? — Sie schüttelte dreimal den Kopf, und der Kellner geht. Das rührt mich fast bis zu Thränen. Ich rufe ihn zurück, er solle zwei Dutzend Austern bringen; und während wir sie schlürfen, sage ich, wir wollten dann zum Kaffee zu Barrat gehen.

Bei Barrat sind die Lampen schon ausgelöscht. Uns gegenüber sitzt die Musikgesellschaft und verzehrt ihr Souper. Meine Schöne fragt mich, wie mir

die Frau gefalle. Ich entgegne, sie habe nur zu sehr das Aussehen einer Cocotte. Darauf fragt sie mich, ob sie denn nicht das Aussehen einer Cocotte habe. Ich sage ihr eine Schmeichelei, worauf sie mich fragt, ob denn Raimonde nicht das Aussehen einer Cocotte habe? — Mais c'est une belle femme! sage ich, was sie mir zugesteht: „Tu l'aimes à la folie!“

Ich habe fünf oder sechs Tassen getrunken und möchte noch mehr. Aber hier ist mir der Kaffee zu teuer, die Portion kostet einen Franc. So mache ich den Vorschlag, wir wollten nach au Chien qui fume gehen. Sie kennt das Lokal nicht. Ich sage, es liege dicht in der Nähe. So pilgern wir im ersten Sonnenblick des Tages durch endlose Spaliere von Blumenkohl, von weißen und roten Rüben au Chien qui fume, klettern die Wendeltreppe zum Salon hinauf, setzen uns ans Fenster und haben das dichte Marktgewühl der Hallen unter unsern Augen. Wir kommen dahin überein, daß es nichts Schöneres auf Gottes Welt giebt als mitanzusehen, wie so recht gehörig gearbeitet wird.

Um unseren Betrachtungen im vollsten Maße gerecht zu werden, bestelle ich statt des Kaffees wieder Austern und eine Flasche recht kräftigen Wein dazu.

Der große Napoleon liefert den Stoff zur Unterhaltung. Mein kleiner Engel betet ihn an. Wenn sie ein Mann wäre, dann könnte sich Europa in acht nehmen! — Wir sprechen vom Herzog von

Leuchtenberg, für dessen schöne Augen sie schwärmt, und ich schildere ihr das prachtvolle Grabmonument, das er in der Michaels-Kirche in München hat. Sie meint, er sei der Schwager Napoleons gewesen. Ich halte ihn für seinen Stiefsohn. Wir sind beide unserer Sache nicht ganz sicher.

Sie hat kürzlich ein Buch gelesen, der Name des Autors ist ihr entfallen, das sämtliche Maitressen am französischen Hof, von Diane de Poitiers bis auf die schöne Therese behandelt. So sprechen wir von der Dubarry, der Maintenon, Madame de Pompadour, Madame de Sévignée, Madame de Staël, von Adèle Courtois, von der Soubise, von Cora Pearl, Giulia Barucci, Anna Deslions und gelangen schließlich glücklich bei der Päpstin Johanna an.

Dann kommt die Rede auf kulinarische Genüsse, auf die verschiedenen Restaurants im Quartier und à l'autr' côté de l'Eau. Mit den kleinen Restaurants mit festen Preisen sei es nichts. Man bekomme zwar ein vollständiges Diner, aber werde nicht satt davon, wenn man arbeite. — Ich muß ihr Recht geben. Ich habe die gleiche Erfahrung gemacht. — Ebenso wie ich kann sie nur grüne Gemüse verdauen. Von Spargeln abgesehen, zieht sie Brüsseler Kohl allen übrigen vor. Blumenkohl ist ihr zu fade. Es geht ihr wie mir. Wir sprechen von frischen Erdbeeren, von Ananas; wir werden allmählich ein Herz und eine Seele. Wie sie für

einen Augenblick hinausgeht, bitte ich den Kellner eine Flasche Pommery zu bringen.

Ein milder Sonnenschein liegt über den Hallen. Vor unserem Fenster wimmelt es wie ein Ameisenhaufen. Die hohen bunten Barrikaden aus Rüben und Blumenkohl sind schon verschwunden — vielleicht schon gegessen. Ich fühle mich unsagbar wohl.

Das Mädchen scheint mir aus guter Familie. Ich bemerke nichts an ihr, was dem nicht entspräche. Sie setzt sich mir wieder gegenüber und hebt das Glas zum Mund, wie sie es in besserer Gesellschaft nicht besser könnte. Sie ist aus der Normandie, aus Falaise. Ich kenne das Nest zur Genüge, um sie kontrollieren zu können. Die Maison Tellier von Maupassant hat sie auch gelesen, aber lenkt das Gespräch davon ab. Sie sagt, sie habe in Falaise noch eine reiche verheiratete Schwester, die jeden Winter nach Paris komme, aber sie sähe sie nicht. Sie selber erwartet auch noch Geld, wenn sie volljährig geworden, einige dreißig- bis vierzigtausend Francs. Sie werde sich jedenfalls sofort Toiletten kaufen und wohl in drei Monaten damit fertig sein. Vom geringsten Wunsch, sich bei der Gelegenheit wieder ins Privatleben zurückzuziehen, ist nichts zu entdecken. Sie sagt, sie passe nicht mehr dahin, nach Falaise, wo man abends um acht Uhr schlafen gehe und morgens um sieben aufstehe, wo man Sommer und Winter nicht ins Café gehe und das Jahr nicht eine Nacht vadrouillieren könne. Ich mache

ihr den Vorschlag, wenn sie ihr Geld bekomme, mich zu ihrem speziellen Freunde zu wählen. Ich mache sie auf meine Vorzüge aufmerksam, auf mein leichtes Gemüt und meine Übung im Verkehr mit Damen. Sie lacht und sagt, ich sei ja reicher als sie. Ich schüttle den Kopf, ich hätte keine dreißig- bis vierzigtausend Franken mehr zu erwarten. Gut denn, sie sei damit einverstanden, wenn ich das, was ich noch hätte mit ihr durchbringen wolle; ich brauche es nur auf den Tisch zu legen. Ich ziehe vor, nicht darauf einzugehen, um meinen Kredit nicht zu schädigen.

Ich sehe nach der Uhr und sage mir, sie ist stehen geblieben. Ich frage den Kellner: Weiß Gott schon halb eins! Meine Schöne ist nicht weniger überrascht. Jetzt müssen wir doch notwendig noch dejeunieren.

Vor dem Spiegel will sie ihr Haar ordnen, aber sie sieht sich nicht. Der Spiegel ist von oben bis unten über und über mit Inschriften bedeckt; nicht so viel freier Raum, um eine Briefmarke darauf zu kleben. Dessenungeachtet bittet sie mich um einen Diamanten. Ich gebe meinen Hemdknopf, aber er schreibt nicht. Ich sage, ich müsse ihn gelegentlich wieder schleifen lassen.

Der blendenden Sonne wegen gehen wir unter den Hallen durch und zwar über den Blumenmarkt. Rosen vom zartesten Schnee bis zur tiefsten Kohlenglut liegen zur Rechten und zur Linken haushoch auf-

geschichtet. Ich ziehe gierig den betäubenden Duft in die Nase. Ich empfinde ihn als ein kräftiges Stärkungsmittel. Im Grand Comptoir herrscht angenehme Kühle. Der Kellner, der sich erinnert, uns vor zehn Stunden schon einmal gesehen zu haben, fällt vor Ehrfurcht auf den Bauch. Wir hegen beide das Bedürfnis nach etwas Erfrischendem und dejeunieren mehr aus Pflichtgefühl. Wir einigen uns über ein Poulet-Mayonnaise, eine riesige Schüssel Salat, einen Korb voll Pfirsiche und saftiger Birnen und einen leichten Weißwein. Den Kaffee werden wir im Quartier einnehmen.

Mit den appetitlichsten Fingern einen Pfirsich schälend fragt mich meine Schöne, wie sie denn nun eigentlich aussähe. Ich sage natürlich: Bezaubernd. Sie sieht ein ganz klein wenig nach dem Seciersaal aus. Der feuchte Glanz ihrer Augen ist indessen noch der nämliche und, was mich nicht weiter überrascht, auch das blühende Rot ihrer Lippen.

„Du hast etwas Karmin aufgelegt?“

„Nein, das ist echt. Ich habe immer solche Lippen.“ — Und sie beweist es mir, indem sie sie mit aller Energie mit dem feuchten Taschentuch reibt. Das braucht sie gerade nicht blasser zu machen, denk ich mir, aber was liegt denn daran.

Im offenen Fiaker fahren wir über den Pont St. Michel ins Quartier zurück. Paris zeigt sich uns in seinem schönsten Glanz; oder bin ich vielleicht außergewöhnlich dafür empfänglich. Die glitzernde

blaue Seine mit ihren unzähligen Dampfschwalben, ihren dunkeln Bugsierschiffen, ihren langen weißen schimmernden Kähnen, die Bäume auf dem Boulevard, deren letztes Grün in der warmen Mittagsluft zittert, in deren Zweigen da und dort noch bunte Serpentinen vom letztjährigen Karneval baumeln — alles trägt dazu bei, meine Stimmung zu erhöhen, und scheint mir vom lieben Gott auch nur dazu geschaffen zu sein.

Im Café de la Source schlägt mir meine Angebetete eine Partie Petits paquets vor. Sie gewinnt eine Kleinigkeit, die ich ihr in zwei Taillen wieder abnehme. Darauf gewinnt sie fünf Francs, bricht das Spiel ab und dringt auf Bezahlung. Ich vertröste sie auf übermorgen; da sie aber nicht nachläßt, rücke ich schließlich, in der Erwägung, daß für sie, umgekehrt wie für mich, Zeit Geld ist, damit heraus, unter der Bedingung, daß sie mir im Café Vachette noch einen Kaffee bezahlt. Ich habe thatsächlich keinen Sou mehr in der Tasche.

Wir schlendern ins Café Vachette. Der Kellner, der mich hier täglich in meiner einsamen Ecke sitzen sieht, fragt mich mit verdoppelter Höflichkeit, was gefällig sei. Ich verweise ihn an Madame. Madame fühlt sich in ungeheuchelter Verlegenheit. Sie stammelt mit niedergeschlagenen Augen: Zwei Kaffee. — Mit Kognak? fragt mich der Kellner. — Das hänge von Madame ab. — Mit Kognak, natürlich! beeilt sich Madame zu bemerken.

Wir fühlen uns beide etwas abgeschlagen. Nachdem ich ausgetrunken, bitte ich sie, mir noch einen zu bezahlen. Die fünf Frank hält sie in der Hand; sie hat sie noch nicht eingesteckt, und wie der Kellner vorbeikommt, bestellt sie noch einen Kaffee für mich.

Es ist halb vier. Ich habe nicht mehr viel Zeit übrig. Wir gehen zusammen zum Carrefour de l'Odéon, dort trennen wir uns. Ich sehe ihr noch eine Weile nach. Wie sie mit ihrem leichten elastischen Schritt um die Ecke von St. Sulpice biegt, fällt mir ein, daß ich vergessen habe, sie nach ihrem Namen zu fragen. Ich gehe in mein Hotel, ziehe die Gardinen zu und lege mich angekleidet aufs Bett. — — —

Wie ich diese Zeilen wieder durchlese, fällt mir etwas an ihnen auf. Das ist das eigentümliche an Tagebuchblättern, wenn sie echt sind, daß sie keine Ereignisse enthalten. Sobald die Ereignisse ins Leben eingreifen, verlieren sich Freude, Interesse und Zeit für das Tagebuch, und der Mensch findet die spontane Naivetät des Kindes oder des Tieres in seiner Wildnis wieder.

Ich langweile mich.

9. Februar. Ich langweile mich so entsetzlich, daß ich wieder meine Zuflucht zu meinem Tagebuch nehme, das ich seit zehn Monaten nicht mehr weitergeführt habe. Zu Tisch kommt Wilhelmine, und wie Karl und ich sie den Schloßberg hinunterbegleiten, überlege ich mir, wie es am besten anzufangen wäre, sie für den Winter zum Austausch von Zärtlichkeiten zu bewegen. Sie ist in der That ganz reizend geworden, ihre schwarzen Augen, ihr hübsches Köpfchen, die hübschen vollen Arme, mit denen sie nach Herzenslust prahlt. Sie steht offenbar erst jetzt, wiewohl schon siebenundzwanzig Jahr alt, in ihrer vollen Blüte.

12. Februar. Wilhelmine läßt mir sagen, ich möchte sie zur Eisbahn abholen und daß sie bis über die Ohren verliebt sei. Wie ich eintrete in ihr Boudoir, drückt sie mir eine Photographie in Kabinettformat in die Hände; das sei er. Während ich ihn mir betrachte, pflanzt sie sich mit dem Album in der Hand vor mir auf und rezitiert mir mit haarsträubenden Gebärden einige Knittel, die sie an ihn gerichtet. Auf der Eisbahn, während wir Hand in

Hand Schlittschuh laufen, zieht sie die Photographie wieder aus der Tasche, beliebäugelt sie und verliert alle zehn Schritt einen Schlittschuh. Das nämliche Spiel vollzieht sich während des Heimweges. Auf meiner Stube bedeckt sie das Bild mit Küssen und läßt es von oben nach unten und von unten nach oben langsam aus der Enveloppe gleiten, um die verschiedenen Reize gradatim und detailiert genießen zu können. Nur vier Wochen möchte sie mit ihm zusammen reisen können; er ist nämlich ein berühmter Tenor. Für ein halbes Jahr mit ihm gäbe sie gerne ihr ganzes übriges Leben hin. Ich kann es ihr nicht verdenken; ihr Leben war bis jetzt ziemlich eintönig und freudlos und wird es voraussichtlich auch in Zukunft sein. Während wir vierhändig spielen, drückt sie bei jeder Viertelspause einen Kuß auf die angebeteten Züge. Nach Schluß der Etüde verfällt sie in absolute Organie, sinkt in der Sofaecke zusammen und läßt sich ohne das geringste Widerstreben von mir liebkosen. Nur hin und wieder stammelt sie mit ersterbender Stimme: Ach, du bist so unappetitlich, so unappetitlich! —

Gott segne dich, göttlicher Tenor. So freilich hatte ich mir die Entwicklung nicht vorgestellt. Ich scheine mich nicht mehr so fürchterlich langweilen zu sollen.

13. Februar. Wilhelmine empfängt mich mit offenen Armen. Sie hätte am Abend ihre Arie nicht singen können, wenn ich sie nicht vorher in

Stimmung versetzt hätte. Der Cäcilienverein will nämlich den „Waffenschmied“ aufführen. Sie behauptet, ich hätte zu weichliche, weibliche Lippen. Ich alter Schafskopf exekutiere meine alten probaten Komödien. Sie besteht übrigens darauf, daß von Liebe zwischen uns nicht die Rede sein könne. Mir ist es furchtbar gleichgültig, wovon die Rede ist. Wenn ihr Mund nur zum Sprechen da wäre, würde ich ihn ihr zunähen. Der Wolkenbruch ihrer Gefühle läßt mich zu keinem Angriff gelangen. Ich liebe den Ernst und die Ruhe, wenn es sich um Vergnügungen handelt. Nach zehn Minuten erklärt sie sich Gott sei Dank für gesättigt. Sie hat auch schon ein Gedicht an mich gemacht, das indessen trotzdem von Liebe handelt. Sie beherrscht offenbar die Sprache nicht genug, um das Wort zu vermeiden. Darauf erzählt sie mir, wie und wo sie küssen gelernt habe, eine langweilige larmoyante Geschichte ohne Höhen und Tiefen, aus der ich aber die Überzeugung gewinne, daß sie ihren Mädchennamen noch mit voller Berechtigung führt. Plötzlich fragt sie mich, wo ich es gelernt habe, aber ich hülle mich, so unerwartet überrascht, in düsteres Schweigen, indem ich mich meiner ersten Lehrerin, der guten alten Tante Helene, herzlich schäme.

16. Februar. Nach Tisch gehe ich, um Wilhelmine zum Abendbrot abzuholen. Sie sagt, von heute ab müsse alles zwischen uns aufhören. Ich entgegnete, ich hätte ja noch gar nicht angefangen,

ob sie ungeduldig sei, mir eile es durchaus nicht. Sie hat nicht weniger als sechs Gedichte gemacht, die ihren Entschluß variieren. Sie holt ihren Revolver, drückt mich ins Sofa, stemmt mir das Kinn gegen die Brust und liest mir, den gespannten Revolver gegen meine Stirn gerichtet, ihre Gedichte vor. Zitternd an allen Gliedern, bitte ich sie, aufzuhören. Plötzlich wirft sie mir ein weißseidenes Tuch über den Kopf, fällt mir um den Hals und küßt mich dadurch, gerät dann über sich selbst in Wut und wirft mir ihren Pantoffel ins Gesicht. Darauf beschwört sie mich, ich möchte auch einmal ein Gedicht an sie machen. Ich schreibe drei kurze Strophen zusammen, in denen ich aber Brodem auf Sodom reime, wodurch sie tief beleidigt ist.

Abends auf dem Söller in der Fensternische gesteht sie mir, sie habe nur einmal schmecken wollen, wie das Küssen thue, und sei an der Angel hängen geblieben. Übrigens wolle sie aufhören, bevor sie beiseite gelegt werde. Dann verlangt sie auch von mir volle Aufrichtigkeit. Ich frage sie, ob sie wisse, was das Entsetzlichste im Leben sei. Sie antwortet: Begierde ohne Befriedigung. Ich schüttle den Kopf; ich flüstere ihr ins Ohr: Langeweile! — Sie empfindet tiefes Mitleid mit mir.

Beim Souper wird die Frage aufgeworfen, ob der Weg zu den Lippen durchs Herz, oder ob der Weg zum Herzen über die Lippen gehe. Die Meinungen sind sehr geteilt und die Diskussion wird

lebhaft. Meine Mutter verteidigt den Weg durchs Herz; Wilhelmine spricht mit aller Entschiedenheit für den über die Lippen. Karl, der seit acht Tagen von früh bis spät Holz spaltet, um seine Nerven zu beruhigen, meint, der Weg zum Herzen führe nicht über die Lippen, sondern durch die Ohren und der Weg über die Lippen führe nicht zum Herzen, sondern in den Magen. Wilhelmine will mein Gedicht zum besten geben, kommt aber nicht dazu, da sie es in ihrem Busen verwahrt hält. Meine Mutter meint, wir seien ja unser uns, aber meine Teure entgegnet, es sitze zu tief. Bei diesen Worten schlägt Karl errötend die Augen nieder.

Nach dem Souper zünden Karl und ich im Saal eine große Reiswelle im Kamin an. Darauf holen wir vom Estrich über den Verließen den Koffer mit den türkischen Kleidern. Als wir ihn über den Hof tragen, schlagen die hellen Funken aus dem Schornstein über dem Saal und verlieren sich oben in den Sternen. Karl meint, wenn das Dach Feuer fange, hätten wir nicht einmal Wasser, da der Weiher zugefroren sei. Ich beruhige ihn; was es denn schaden würde, wenn das ganze Schloß in Flammen aufginge; die Herrlichkeit dauere ja doch nicht mehr lange.

Im Saal kostümiert sich die ganze Gesellschaft türkisch. Meine Mutter trägt einen bis zur Erde reichenden Mantel aus Genueser Sammet mit goldenen Borten. Darin tanzt sie mit unvergleichlicher

Verve und Biegsamkeit eine Samaqueca auf dem Smyrnateppich. Wilhelmine, Karl, die beiden Kleinen und ich sitzen auf Sofakissen um sie herum und trinken Kaffee. Karl spielt die Handharmonika und ich begleite ihn auf der Guitarre. Darauf tanzen Gretchen und Elsa ein Pas de deux, das ihnen meine Mutter einstudiert hat. Dann erzählt sie von ihren einstigen Bühnenerlebnissen in San Francisco, in Valparaiso, von dem Leben auf dem Haziendas und von ihrem ersten Mann, der am Schluß jedes Konzertes schon immer alles wieder verspielt hatte, was er beim Beginn an der Kasse eingenommen. Er sollte nicht weniger als dreimal in seinem Leben erschossen werden, einmal bei einem Aufstand in Venezuela, einmal bei der Kommune und zum letztenmal im russisch-türkischen Krieg. Gegenwärtig fungiert er als Zeremonienmeister im Palais de Glace in Paris. Ich freue mich unendlich darauf, ihn kennen zu lernen. Plötzlich entdeckt Gretchen mit ihrem alles durchdringenden Blick einen blutroten Flecken an meinem Hals. Es wird mir schwer, das Lachen zu verbeißen. Als ich Wilhelmine den Berg hinunter begleite, bringe ich ihr, um sie zu trösten, auf allerhand Schleichwegen bei, daß sie nicht die einzige sei, sondern nur eine Repräsentantin; daß das gerade für mich das Interessante sei, sie in erster Linie als Typus und dann erst als Individuum zu betrachten. Ich sage ihr, die Menschen glaubten so häufig, die einzigen in

ihrer Art zu sein, so auch die Männer, wenn sie an eingebildeten Krankheiten litten. Würden sie sich vergegenwärtigen, daß das fast jedermann begegnet, so wäre die Krankheit schon geheilt.

17. Februar. Zwischen zwei und drei Uhr gehe ich zu Wilhelmine. Ihre Schwester ist zu Hause. Als sie endlich in ihren Frauenverein geht, sehen wir beide ihr mit Gefallen zum Fenster hinaus nach. Es giebt Menschen, die man lieber von hinten als von vorne sieht, die von vorne gesehen Schmerz, von hinten gesehen Freude verursachen. Ich erkläre Wilhelmine, das sei der Grund der griechischen Liebe. Sie begreift nicht, wie ein so auf das alleräußerlichste gerichteter Geist, wie ich, überhaupt nur über eine so ernste Frage nachdenken könne. Dann sprechen wir über Cylinderhüte. Wenn ich sie völlig abkühlen wolle, dann brauche ich nur im Cylinder zu ihr zu kommen. Wir wollten uns im Künstlerhut trauen nnd im Cylinder scheiden lassen. Beim Abschied bittet sie mich, wenn ich nur einen Funken Gefühl für sie habe, solle ich bis morgen ein Gedicht an sie machen. Wir wollten zusammen nach Aarau fahren und ich sollte es ihr im Bahncoupé vorlesen. Gretchen kommt, um ihre Klavierstunde zu nehmen. Wilhelmine schiebt mich lautlos ins Nebenzimmer, würgt mich, daß ich blau und rot werde und kehrt mit der mütterlichen Ruhe einer Madonna ins Musikzimmer zurück, während ich mich auf den Zehenspitzen zum Haus hinausschleiche.

Nach dem Souper durchsuche ich meine sämtlichen Gedichte, kann aber nichts Passendes finden. Ich strecke mich der Länge nach auf den Divan, aber es gelingt mir nicht, meine Gedanken auf sie zu konzentrieren. Ich schlafe ein.

18. Februar. Der große Tag. Nach Tisch stecke ich einen leeren Bogen Papier zu mir, in der Hoffnung, daß mir auf dem Weg den Berg hinunter noch etwas einfällt. Auf dem Bahnhof stürzt mir Wilhelmine entgegen, wo mein Gedicht sei. Ich sage, ich könne es ihr hier nicht vorlesen und führe sie zu einer abgelegenen Bank in den Anlagen. Dort überreiche ich ihr den zusammengelegten Bogen, den sie mit vor Stolz und Freude strahlendem Gesicht entfaltet. Als sie nichts darauf geschrieben findet, sage ich, ich müsse die beiden Blätter zu Hause verwechselt haben. Sie giebt mir mit zornfunkelnden Augen eine Ohrfeige. Gott sei Dank fährt gleich darauf der Zug herein. Im Coupé küsse ich ihr ununterbrochen die Hand und versichere sie meiner aufrichtigen Liebe. In Aarau gelingt es mir bei einem Glase Bier im Gasthaus „Zum wilden Mann“ ihre Nerven völlig zu beruhigen. Auf der Rückfahrt sitzen wir im ersten Wagen hinter der Lokomotive und das Coupé liegt direkt über der Wagenachse. Wir werden bei der ersten Weiche von den Polstern emporgeschleudert und ich halte sie in den Armen, geradeso wie vor drei Jahren auf der nämlichen Strecke, in dem nämlichen Coupé vielleicht,

die rotlockige kleine Delila. Es war im letzten Jahr, da ich in Aarau das Gymnasium besuchte; und wir, Delila und ich, fuhren jeden Morgen zusammen zur Schule und abends wieder zurück. Morgens überhörten wir uns gegenseitig unsere Arbeiten und abends rauchten wir zusammen Cigaretten. Jetzt ist sie irgendwo Lehrerin und erzieht die kleinen Mädchen zur Tugend und Sittsamkeit. Der Unterschied ist immerhin ein bedeutender. Dort selige Hingabe, hier immer noch ängstliche Verschämtheit. Aber hier und dort die nämlichen läppischen Zwischenbemerkungen. Trotz der trüben flackernden Beleuchtung sehe ich den Flaum auf der Wange, dazwischen einige Leberflecke und neben dem Auge zwei Runzeln, alles wie unter dem Mikroskop in fünfhundertfacher Vergrößerung. Und ich frage mich, ob wohl der zarteste Teint in solcher Nähe standhält. Ich suche keine weitere Unterhaltung mehr anzuknüpfen, indem ich sie zur Genüge mit sich selber beschäftigt sehe und bringe sie unter absolutem Stillschweigen nach Hause.

19. Februar. Zu Tisch kommt Wilhelmine, hält darauf auf meinem Divan Siesta und versinkt sofort in tiefen Schlaf. Beim Erwachen erklärt sie mir, sie sei einerseits zu jung und anderseits zu alt für mich; ich müsse eigentlich zwei Frauen haben, eine von sechzehn und eine andere von sechsundvierzig Jahren. Darauf bittet sie mich, zu ihrer Schwester, der Frau Gerichtspräsidentin, zu gehen und ihr zu

sagen, daß sie, Wilhelmine, morgen nicht in das Kaffeekränzchen kommen könne, da sie beim Stadtschreiber eine Klavierstunde zu geben habe. Unter fortwährenden Wonneschauern gehe ich darauf zum Gerichtspräsidenten. Ich klopfe an, Elisabeth öffnet, und reicht mir freundlich die Hand. Das genügt, um mich für den ganzen Abend zum aufrichtigsten Ehestandskandidaten zu machen. Elisabeth ist fünfzehn Jahr alt, ein klein wenig plump, mit der strotzenden Büste und den wonnigen Hüften, wie sie dem Alter manchmal eigen sind. Sie hat weder kleine Hände noch Füße, aber einen angenehmen, ernstgemessenen Gang. Ihre Züge sind voll und blühend, wenn auch etwas scheu, die großen, dunkelblauen Augen blond, wenn auch etwas düster umrahmt. Ihr Anblick verwirrt mich und ich muß bereuen, ihr nicht ein freundliches Wort gesagt zu haben. Ihre Mutter empfängt mich im Salon. Es macht einen eigentümlichen Eindruck auf mich, dieses Haus, das ich nicht mehr betreten, seit es eben gebaut war, nun so vollständig durchwohnt zu finden. Die jüngeren Brüder toben ums Haus herum, mit Wegfahren eines großen Aschenhaufens beschäftigt. Die Mutter erzählt mir mit Behagen und Stolz von ihrem Manne. Der Alte tritt ein und kneift seine Frau immer noch zur Begrüßung in den Arm. Auf dem Heimweg träume ich aufs lebhafteste davon, das hübsche kleine Tier bald möglichst zu heiraten, sie in die große Welt hinaus-

zuführen, auf Reisen und Abenteuer, in unserem Schloß uns ein herrliches Buen-Retiro wahrend. Ich träume mir den ehrenfesten Gerichtspräsidenten als Schwiegerpapa, ich träume mir die Elisabeth als Gattin, als Mutter, als Matrone an meiner Seite im Kreis einer Schar kräftiger Kinder und Kindeskinder.

1. März. Bei leichtem Schneefall führe ich Wilhelmine die Straße nach Seon hinaus und in den Wald hinein, wo sie in den frischen Fußstapfen ihres Vaters zu wandeln glaubt, der um Mittag auf die Jagd gegangen ist. Die feierliche Stille, der Friede der toten Natur begeistern uns zu endlosen Liebesgesprächen. Wäre ich Maler, ich würde sie heute heiraten. Für den Schriftsteller wäre die Ehe ein Verderb. Wenn ich gar aus Liebe heiratete, mich mit der Welt aussöhnte, dann könnte ich mich nur gleich begraben lassen. Sie sehnt sich darnach, noch einmal recht innig zu lieben, aber nicht jetzt, später, so spät wie möglich. Sie behauptet, wenn ich jetzt auch wollte, sie würde gar nicht einschlagen. Darauf beginne ich aus voller Brust zu renommieren. Eine halbe Stunde nur, nur der Weg von hier bis nach Hause, und sie wäre bis zum Wahnsinn in mich verliebt. Sie schluchzt abgewandt in ihr Taschentuch. Ich sage, ich brauchte nur dem Idealismus die Zügel schießen zu lassen; es würde um so unfehlbarer auf sie wirken, da sie mich nur als Müßiggänger kenne. Sie bittet mich,

sie nach Hause zu bringen. Ich sage, es würde das durchaus kein Meisterstück meinerseits sein. Es ständen diese Mittel jedem zu Gebot, dem einen körperlich, dem anderen geistig. Sehr gestärkt kehre ich zurück. Zu Hause ist alles still. Ich lege mich früh zu Bett und sehne mich nach Paris.

9. März. Wilhelmine predigt Moral, sie fühle, sie habe eingebüßt, sie sei nicht mit sich einig, sie sage sich dann und wann, es sei unrecht. Sie fährt freudig auf und fragt mich auf Ehre und Gewissen, was sie mir sei. — Wozu sie das wissen wolle? — Das könne mir gleich sein. — Ich sage, ich könnte sie ja auch anlügen. — Sie läßt den Kopf sinken: das sei eben das traurige; damit behalte ich immer die Oberhand. — Ich frage sie, warum sie denn so plötzlich aufgefahren sei; wozu sie überhaupt gefragt habe. — Sie sagt, sie würde sich freier fühlen, wenn sie Gewißheit habe. — Ich sage: Gesetzt den Fall, sie sei mir nur Spielzeug. — Sie sieht über mich weg: Ich sei ihr eine angenehme Unterhaltung gewesen. — Vielleicht auch eine Fundgrube, eine Art Konversationslexikon? — An ihr, sagt sie, hätte ich an einem festgeschnallten Kaninchen Vivisektion geübt. — Aber wozu denn das alles? — Sie fühle sich freier. — Ich frage sie, ob sie nicht geglaubt, es habe doch vielleicht ein tieferes Gefühl bei mir Wurzel gefaßt. — O, nie und nimmer! Sie frage mich einzig und allein ihrersebst wegen. — Abschied

unter endlosen Umarmungen. Unter der Bahnbrücke begegne ich richtig noch der kleinen Elisabeth. Sie grüßt mich mit freundlichem Kopfnicken, was mir wohlthutbis in die kleine Zehe. Ich erwidere ihren Gruß so würdevoll als möglich. Lächeln mag ich nicht. Ich fürchte den Scharfblick der Unschuld. Sie hat übrigens herrliche Lippen und tiefdunkelblaue Augen. Zu Hause ergehe ich mich noch eine Stunde in gehobener Stimmung auf der Schanze in der lauen Frühlingsluft. Die Amseln haben zu singen begonnen. Auf Schwarzwald und Jura leuchten die Fastnachtfeuer. Langweiliger Abend im Saal.

20. März. Nachdem ich seit vierzehn Tagen zum erstenmal wieder gefrühstückt, gehe ich ins Turnexamen der Mädchenschule. Die zweite Klasse hegt in ihrem Schoß nur ein einziges hübsches Mädchen; ein äußerst feines Gesicht, Teint wie Milch, schwarze Augen, feine Nase. Ausdruck ist wenig da bis auf einen Anflug von Verschmitztheit, der hinter der Maske lauert. Ein feiner Fuß und eine sehr schlechte Haltung. In der dritten und vierten Klasse, die zusammen turnen, ist ebenfalls nur eine bemerkenswert, aber dafür ein Prachtstück, meine Elisabeth. Sie hat ihren Platz dicht vor uns. Ein strotzender Körper, ein gesundes Gesicht, frisch, ernst und nicht dumm. Musterhafte Haltung und eine durch die Fülle bedingte Weichheit in der Bewegung. Geradezu entzückend ist ein von den Mädchen auf-

geführter Stabreigen, wozu der alte Lehrer ein altmodisches Menuet geigt.

25. März. Nach Tisch kommt meine Orsina herauf. Sie hat wieder ein ganzes Schock Gedichte an mich gemacht. Ich fühle mich außer Stande, sie anzuhören. Wilhelmine ist tief gekränkt. Ich tröste sie, indem ich ihr zeige, daß ich ihren Kummer begreife. Sie ist hausbacken sinnlich. Beim Kaffee werfe ich Gretchen aus purer Enervation einen Butterbrotteller an den Kopf. Sie weint und schließt sich in ihr Zimmer ein. Darauf gehe ich ins Examen der Mädchenschule, setze mich Elisabeth direkt gegenüber und ziehe einen zweiten Stuhl als Lehne heran. Dabei setze ich eine mißvergnügte Miene auf, teils um mir die übrigen Besucher vom Leib zu halten, teils um sie desto ungenierter fixieren zu können. Übrigens zeigt auch niemand das Bedürfnis, mich anzusprechen. Die Herren der Schulpflege bewegen sich mit unglaublich lächerlicher Wichtigkeit um die Tische, klappen die großen Hefte auf und wieder zu und bemühen sich, ohne an Würde einzubüßen, um die Luftheizung. Elisabeth bleibt vollkommen unbefangen, obwohl ihr mein Benehmen nachgerade aufgefallen sein muß. Ihre Lektion kann sie ausgezeichnet, wie übrigens alle. Im ganzen berührt mich das Examinieren höchst widerlich, besonders das Aufhalten der Finger, was bei einigen von giftigen Blicken begleitet ist. Ich nehme Elisabeths Aufsatzhefte zur Hand und schreibe ihr, da ich gerade

einen Bleistift zwischen den Fingern halte, meine Gefühle als Randglossen hinein. Ihre Hefte sind nicht allzu sauber, die Schreibart ist stellenweise eigenartig. Ich lese einen ganzen Aufsatz über eine Ferienreise. Darauf entferne ich mich, wie ich glaube, mit Effekt; es ist mir übrigens gleichgültig. Im Saal nebenan sehe ich noch ihre geometrischen Zeichnungen an, die auch nicht allzu geometrisch sind. Ich freue mich schon darauf, auch sie zum Narren zu halten. Die Heiratsgedanken sind verschwunden. Der alte Gerichtspräsident als Schwiegerpapa hat alle Anziehungskraft für mich verloren und sie als gefeierte Gefährtin nicht minder. Am Abend arbeite ich in meinem Turmzimmer. Da kommt der alte Bautz, der Goldige, die Pusi, und miaut vor der Thür. Ich antworte. Da ich aber nicht sofort öffne, beginnt sie an der Thür zu kratzen. Gestern hat sie es ebenso gemacht. Als ich sie dann hereinließ, ging sie direkt auf meinen Wandschrank zu und versuchte ihn mit der Pfote zu öffnen. Ich lasse sie herein, sie geht auf den Schrank zu, steigt behutsam in das unterste Fach, macht es sich auf meinen Manuskripten bequem und knurrt. Ich lehne die Thür etwas vor, damit nicht das volle Licht hineinfällt. Nach einer Weile beginnt sie, sich zu drehen nnd zu krümmen. Sie ächzt und schnurrt, biegt sich rückwärts und leckt sich. Darauf ein straffes, regelmäßig wiederkehrendes Spannen des Körpers. Bisweilen schnappt sie nach den zur Seite aufgestapelten Gedichten.

Dann dirigiert sie das erste mit dem Maul heraus. Ich höre sie etwas verspeisen und sehe, wie sie heftig zubeißt. Die Prozedur wiederholt sich fünfmal. Die Entbindung dauert eine gute Stunde. Nachdem sie die Jungen gehörig abgeleckt, beginnen sie zu piepsen. Ich hole meine Mandoline und trage ihnen Brahms Schlummerlied vor. Jetzt ist es halb vier. Ein feuchter erfrischender Wind weht voll zum offenen Fenster herein. Im ganzen Schloß klappen Thüren und Fensterläden zu und in den alten Linden rauscht es wie ferne Brandung.

Die Jahreszeiten.

Genieße, was die Jahreszeit mit sich bringt:
Radieschen, Erdbeeren, grüne Erbsen und Pflaumen;
Was der Veränd'rung in Sonne und Luft entspringt,
Ist stets das beste für einen gebildeten Gaumen.

Radieschen knackt man, wenn man noch jung
und keusch
Und sich noch die ersten Zähne nicht ausgebissen;
Die prallen Bäckchen zerbersten unter Gekreisch,
Die Zunge schwelgt in unsäglichen Bitternissen.

Erdbeeren aus Garten und Wald, wie duften
sie fein,
Die großen voll Saft, die kleinen sind mir noch
lieber;
Ich mache sie trunken zuvor mit gezückertem Wein,
Nur ausnahmsweise erkrankt man am Wechselfieber.

Die grünen Erbsen brauch' ich schon gut gekocht;
Die tolle Jugend allein frißt sie aus den Schoten.
Ich habe sie nie ohne Würze zu kosten vermocht,
Und außerdem auch hat sie der Arzt mir verboten.

Die üppigen Pflaumen des Herbstes genieß' ich
fast nur
Als Mittel zum Zweck bei unbehaglicher Stauung
Im Unterleib statt Karlsbader Brunnenkur;
Es gröhlen die Därme im Chor den Gesang der
Verdauung. —

Noch manches wäre notwendig hier beigedruckt,
Wie Mammut-Trüffeln, die aus Thessalien
stammen;
Doch hab' ich den ganzen Hymnus schon vollgespuckt,
So läuft mir dabei das Wasser im Munde zusammen.

Frühling.

An Madame de Warens.

Nimm dieses Bild, mit ihm die alte Treue,
Das reine Herz, das einst sich dir geweiht.
Vertrauensvoll erfleht es sich aufs neue
Nur einen Funken deiner Göttlichkeit.
Noch ist der zarte Flor ja nicht zerrissen,
Mit dem du mich in schöner Zeit umwobst,
Darin du mich empor aus Finsternissen
Zum blauen Äther deiner Liebe hobst.
Nun möcht' an deiner Brust es wied'rum rasten
Und lauschen deiner Stimme weichem Klang;
Die Melodien, die es dort erfaßten,
Sie hallen fort noch manchen Sommer lang.

Die Welt ist überreich an Glück und Freuden,
Doch reicher, hohe Königin, bist du.
Du wagst die Schätze sorglos zu vergeuden,
Die andre hüten in besorgter Ruh.
Und stets von neuem hast du reich zu geben
Des Gold's, das deiner Seele Tiefen füllt.
Wie manchen Schmerz in deiner Nächsten Leben
Hast du mit mildem Himmelstrost gestillt.

Der Mensch verzweifelt unter schweren Qualen,
Siecht hin und altert in Entmutigung,
Da leuchten deines Auges warme Strahlen
Und der gebeugte Geist ist wieder jung.

Verlaß mich nicht; ich habe dir zu danken,
Was schönes jetzt in meinem Herzen ruht.
Der Flammenbecher, den vereint wir tranken,
Goß laut'res Feuer in mein junges Blut.
Verlaß mich nicht; mir lacht aus deinen Zügen
Mein Himmel, wenn du mir zur Seite stehst;
Verlaß mich nicht, du würdest mich betrügen
Um meinen Himmel, wenn du von mir gehst.
Ich weiß nicht, was mir noch auf Erden bliebe;
Mein Leben strömt aus deinem Augenlicht,
Ich müßte sterben ohne deine Liebe,
Du Himmelskönigin, verlaß mich nicht!

Galathea.

O, wie brenn' ich vor Verlangen,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Wangen,
Weil sie so verlockend sind.

Wonne, die mir wiederfahre,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Haare,
Weil sie so verlockend sind.

Nimmer wehr' mir, bis ich ende,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Hände,
Weil sie so verlockend sind.

Ach, du ahnst nicht, wie ich glühe,
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Knie,
Weil sie so verlockend sind.

Und was thät ich nicht, du süße
Galathea, schönes Kind,
Dir zu küssen deine Füße,
Weil sie so verlockend sind.

Aber deinen Mund enthülle,
Mädchen, meinen Küssen nie,
Denn in seiner Reize Fülle
Küßt ihn nur die Phantasie.

Debutant.

Kennst du die hohe, dunkle Gartenpforte,
Die ernst verschwiegen an der Straße steht?
Wohl niemand ahnte, welche süßen Worte
In ihrem Schutz der Abendwind verweht.

Dort trat ich ein; von freudigem Erwarten
Schwoll mir das Herz wie dem beschenkten Kind;
Ein leises Flüstern wehte durch den Garten
Von guten Geistern, die dort heimisch sind.

Auf schatt'ger Bank ließ ich mich zaudernd nieder
Und trank der Rose wollustschweren Duft;
Ob meinem Haupte knistert es im Flieder;
Zwei Vöglein zwischern durch die Abendluft.

Wie aber ward mir, als du vor mich tratst,
Ein Götterbild aus fernen Griechenzeiten,
Als du bedeutungsvoll und lächelnd batst.
Dich tiefer in den Garten zu begleiten.

Dort wurde mir aus Abend und aus Morgen
Der erste Lebenstag, den ich gelebt —
O, daß so lange mir das Glück verborgen,
Nach dem das Herz dem Knaben schon gebebt!

O, Ella, Ella, tausend Seligkeiten
In einen einz'gen Atemzug gedrängt;
Die Triebe aus der Menschheit frühsten Zeiten,
Von wonnekund'ger Götterhand gelenkt;

Der Kindheit ahnungsvolle, lose Spiele
Verwandelt in unendlichen Genuß;
O, Ella, alle himmlischen Gefühle
In einem einz'gen Liebeskuß —

Welch hohes Wort, das Menschengeist ersann,
Welch reicher Dank mag diese Stunde lohnen!
Laß ewig mich in deinem Garten wohnen,
Ist alles, was die Lippe stammeln kann.

In seiner Büsche stillem Heiligtum
Nahm ich, als Balsam jeder Erdenqual,
Von deinem Mund das heilige Abendmahl
Zum großen Liebesevangelium.

Madame de Warens.

Ich soll ihn lassen
Und kann's nicht fassen;
Und du, mein Herz,
Du darfst es wagen,
Noch fort zu schlagen
Bei solchem Schmerz?

Das Wüstenschiff.

Bist schön wie eine Lilie;
Ich lieb' dich, ich lieb' dich.
Du bist aus guter Familie;
Ich liebe dich, ach so heiß!
Reich mir dein schlankes Händchen,
Und von dem schmalen Gelenk
Lös' ich das schneeweiße Bändchen
Mir ewig zum Gedenk.
Wie Sammet so weich,
Wie die Sonne so warm,
Wie der Mondenschein bleich
Ist dein zierlicher Arm.
Das Mieder züchtig verschlossen . . .

Nein, werd' mir nicht bang,
Der Gefühle gewaltiger Drang
Hat sich schon stürmisch ergossen.
Nun nur noch einen zärtlichen Blick,
Dann kehr' ich zurück
In mein reinliches Kämmerlein,
Schließe mich ein
Und denke dein
Am Fenster im Mondenschein. — Sela.

Gebet eines Kindes.

Wann endlich wird der müden Welt
Die heißersehnte Ruh' beschieden,
Die über uns am Himmelszelt
Beseelt der Sterne ew'gen Frieden?

Glücksel'ger Tag, wenn einst hienieden
Das wüste Toben eingestellt,
Sich liebend in die Arme fällt,
Was sich von Anbeginn gemieden!

Du heil'ge Nacht, aus Kampfgebraus
Flieh ich mit jammernder Gebärde
Zu dir, daß uns geholfen werde,

Gieß' deinen milden Segen aus
Und sieh, es würde dieses Haus
Zum schönsten Paradies der Erde.

Pennal.

Länger kann mein Herz ich nicht bezähmen —
Ach du lieber Gott, ich that es nie —
Doch Sie dürfen es nicht übel nehmen,
Aber ich gesteh's, ich liebe Sie.
Und wenn ich Sie auf der Straße sehe,
Dann ergreift es mich, ich weiß nicht wie;
Dann wird es mir klar und ich gestehe
Ihnen noch einmal: Ich liebe Sie.

Ob ich gehe, stehe, liege, sitze,
Ob ich meinen Aufsatz schreiben soll,
Ob ich über der Grammatik schwitze,
Stets erscheint Ihr Bild verheißungsvoll.
Und wenn Sie mir nicht zu schreiben denken,
Dann soll ein verheißungsvoller Blick,
Den Sie im Vorübergehn mir schenken,
Bote sein von meinem größten Glück.

Aber wenn mein Herz zu kühn gewesen,
Wenn sich Ihre Blicke wenden ab,
Werden Sie vielleicht im Tagblatt lesen,
Wo ein Lebensmüder fand sein Grab.
So, Sie kennen nun mein Liebesfeuer;
Winkt mir heitres, winkt mir düstres Los?
Meine Freude wäre ungeheuer;
Meine Schmerzen wären riesengroß.

In usum Delphini.

Nicht mit kalten Theorien
Stille das bewegte Blut;
Die besonnten Jahre fliehen,
Und gebrochen liegt dein Mut.

Reiß dich stracks zur Tiefe nieder;
Doppelt schön ist dein Geschick,
Steigst du neubegeistert wieder
Auf zum lichten Sonnenblick.

Öde schwindet dem das Leben,
Der in langem Kuß verweilt,
Bis dem zögernden Bestreben
Stürmisch die Natur enteilt.

Liebesantrag.

Laß uns mit dem Feuer spielen,
Mit dem tollen Liebesfeuer;
Laß uns in den Tiefen wühlen,
Drin die grausen Ungeheuer.

Menschenherzens wilde Bestien,
Schlangen, Schakal und Hyänen,
Die den Leichnam noch beläst'gen
Mit den gier'gen Schneidezähnen.

Laß uns das Getier versammeln,
Laß es stacheln uns und hetzen,
Und die Thore fest verrammeln
Und uns königlich ergötzen.

Ilse.

Ich war ein Kind von fünfzehn Jahren,
Ein reines unschuldsvolles Kind,
Als ich zum ersten Mal erfahren,
Wie süß der Liebe Freuden sind.

Er nahm mich um den Leib und lachte
Und flüsterte: O welch' ein Glück!
Und dabei bog er sachte, sachte
Mein Köpfchen auf das Pfühl zurück.

Seit jenem Tag lieb' ich sie Alle,
Des Lebens schönster Lenz ist mein;
Und wenn ich Keinem mehr gefalle,
Denn will ich gern begraben sein.

Wegweiser.

Zum Wassertrinker bin ich nicht geboren,
Das kann euch meine edle Muse zeigen;
Sie singt beim Wein und fällt in tiefes Schweigen,
Wenn sich der letzte Schluck im Bauch verloren.

Dem Wasser hab' ich ew'gen Haß geschworen,
Weil ihm der Zauberdünste keiner eigen,
Die traumschwer aus dem dunklen Becher steigen,
Den ich zum Weiser mir des Wegs erkoren.

Er ist ein gar verständiger Geselle,
Er drängt direkt mich zu des Tempels Schwelle
Und öffnet meinem Blick die dunklen Thüren.

Im Taumel tapp' ich nach der heiligen Zelle
Und muß des Ortes Weihe nur verspüren,
Dann ist's kein Kunststück mehr, mich zu verführen.

Wendla.

Sieh, die taufrische Maid
Erst eben erblüht;
Durch ihr knappkurzes Kleid
Der Morgenwind zieht.

Wie schreitet sie rüstig,
Jubiliert und frohlockt,
Und ahnt nicht, wer listig
Unterm Taxusbusch hockt.

Der allerfrechste Weidmann
Im ganzen Revier,
Er thut ihr ein Leid an
In frevler Jagdbegier.

In einem langen Kleide
Geht sie nun bald einher,
Sinnt vergangener Zeiten
Und jubelt nicht mehr.

Francisca.

Francisca, mein reizender Falter,
Hätt'st du nicht zu eng für dein Alter
Den keimenden Busen geschnürt,

Dann klafften wohl nicht die Gewänder,
Sobald ich nur eben die Bänder
Mit harmlosem Finger berührt.

Nun wehr' auch nicht meinem Entzücken,
Als Erster die Küsse zu pflücken
Der zarten, jungfräulichen Haut.
Mich blendet die schneeige Weiße,
Solang' ich das Fleisch nicht, das heiße,
Mit bebenden Lippen betaut.

Denn gleich wie die Knospe der Blume
Nichts ahnt von der Pracht und dem Ruhme
Der Rose am üppigen Strauch,
So seh' ich bescheiden erst schwellen
Die keuschen, die kindlichen Wellen,
Umweht von berauschendem Hauch.

O glaub' mir, die Monde entfliehen,
Die Rosen verwelken, verblühen
Und fallen dem Winter zum Raub.
Es kommen und gehen die Jahre,
Man legt deinen Leib auf die Bahre
Und alles wird Moder und Staub.

Frühling.

Willkommen, schöne Schäferin
In deinem leichten Kleide,
Mit deinem leichten frohen Sinn,
Willkommen auf der Weide.

Sieh, wie so klar mein Bächlein fließt,
Zu tränken deine Herde!
Komm setz dich, wenn du müde bist,
Zu mir auf die grüne Erde.

Und trübt sich der Sonne goldiger Schein
Und fällt ein kühlender Regen,
Dann ist mein Mantel nicht zu klein,
Wollen beide darunter uns legen.

Stimme in der Wüste.

Jüngling, laß dich nicht gelüsten
Nach des Paradieses Äpfeln;
Siehe, von den straffsten Brüsten
Wird dir nichts als Kummer tröpfeln.

Wagst du dich heran und hängst du
Einmal an den weißen Teufeln,
Armer Freund, wie balde fängst du
Selbst vor Kummer an zu träufeln.

Just die Kühnsten, Elegantsten.
Werden bald zu müden Krüppeln,
Und die einst am flottsten tanzten,
Müssen lahm zur Grube trippeln.

Idyll.

Zum Kellner sprach die Kellnerin:
Mir wird so sonderbar zu Sinn,
Ich finde mich ganz verändert.

Wie bin ich Ärmste doch bisher
Empfindungsbar, gedankenleer
Durchs Gastlokal geschlendert!

Nun möcht' ich jauchzen und möchte schrein,
Möcht' leise wimmern und selig sein
Und sehne mich fort ins Weite;
Ich sehne mich tief in die Einsamkeit,
Und trotzdem wird mir so weich, so weit,
So wohlig an deiner Seite.

O Kellnerknabe, sag' an, sag' an,
Was hast du Böser mir angethan;
Meine Friede liegt in Scherben.
Mir ahnt ein Glück, ich ermeß' es nicht,
Ich fluche sein, ich vergeß' es nicht,
Ich möchte am liebsten sterben.

Weltweisheit.

Wir waren Philister und merkten es, wie
Die Kräfte des Geistes erschlafften;
Da warfen wir uns auf die Philosophie,
Die tiefste der Wissenschaften.

Da haben wir gründlich uns eingeprägt
Die Sprüche der großen Gelehrten;
Und was man im Fleisch und im Blute trägt,
Das weiß man dann auch zu verwerten.

Erschöpfe die Stunden, genieße die Zeit,
Laß Katzen und Hunde verzagen.
Die Reue, den Fluch und die Niedrigkeit,
Wir lernten es stoisch ertragen.

Als Stoiker lebten wir über Tag,
Kein Staubgeborner stand höher;
Doch wenn die Nacht auf den Bergen lag,
Dann wurden wir Epikuräer.

So flossen die Jahre der Jugend dahin,
Die Schöpfung ein blühender Garten,
Mit duftigen Blumen und Mädchen darin
Von allen exotischen Arten.

Und wenn uns dann schließlich die Kraft gebricht,
Zu fröhnen unsern Gelüsten,
Dann beugen das Haupt wir noch lange nicht,
Dann werden wir Pessimisten.

Dann spotten wir über die eitle Welt
Und der Menschheit kleinliches Trachten,
Dann lernen wir, was uns zu sauer fällt,
Aus tiefster Seele verachten.

Dann hebe die Schwingen, Phantasie,
Zu jenen himmlischen Höhen,
Zu jenen Gegenden, die noch nie
Ein sterbliches Auge gesehen.

Dort, wo ein rosiges Morgenrot
Den fernen Äther entzündet
Hat sich Frau Eva nach ihrem Tod
Ein neues Eden gegründet.

Es scharrte mein Musengaul vor der Thür,
Da bin ich aufgestiegen,
Da flog ich, Liebchen, zu dir, zu dir,
In deinen Armen zu liegen.

Und als ich mich sonnte in deinem Blick,
War Angst und Not verschwunden.
Da hab' ich das irdische Liebesglück
Weit süßer als je gefunden.

Das Eis zerschmolz, das Herz ward weit
Und jubelte Frühlingslieder.
Und mit der jungen Begehrlichkeit
Kam die junge Gesundheit wieder.

Laut jauchzt ich auf aus voller Brust:
O laß mich bei dir bleiben,
In deiner unvergänglichen Lust
Auf ewig mich zu betäuben.

Da kracht der Himmel, die Erde bebt
Es donnert die Atmosphäre,
Und meine sündige Seele verschwebt
In duftige, luftige Leere.

Heimweh.

Über bemooste Steine
Fällt ein rauschender Quell,
Glitzernd im Mondenscheine,
Funkelt so silberhell

Sinnend saß ich daneben,
Sah, wie die Welle schäumt,
Hab' vom vergangenen Leben,
Hab' von der Zukunft geträumt.

In der Tiefe der Wogen
Sah ich gar mancherlei,
Viele Gestalten zogen
Grüßend an mir vorbei.

Waren die lieben Seelen,
Die mich dereinst erfreut,
Die meinen Herzen fehlen
Hier in der Einsamkeit.

Tausendmal laß dir danken,
Lieblicher Silberbach,
Daß du den Heimwehkranken
Tröstest im Ungemach;

Daß du aus alten Tagen
Freundliches mir erzählt,
Daß ich dir durfte klagen,
Was meinem Herzen fehlt.

Wehmut.

O, ihr Tage meiner Kindheit,
Nun dahin auf immerdar,
Da die Seele noch in Blindheit,
Noch voll Licht das Auge war.

Meine Blicke ließ ich schweifen
Jedem frei ins Angesicht;
Glauben galt mir für begreifen
Und Gedanken kannt ich nicht.

Ich begann jedoch zu sinnen
Und zu grübeln hin und her,
Und in meiner Seele drinnen
Schwoll ein wildempörtes Meer.

Meine Blicke senkt' ich nieder,
Schaute tief in mich hinein
Und erhob sie nimmer wieder
Zu dem goldnen Sonnenschein.

Mußt ich doch die Welt verachten
Die mir Gottes Tempel schien,
Denn die Guten läßt er schmachten
Und die Bösen preisen ihn.

Freude, Lust und Ruh' vergehen —
O, wie glücklich war das Kind!
Meine Seele hat gesehen,
Meine Augen wurden blind.

Sommer.

Abschied.

Glück und Segen und alles Gute
Gieß' dir hernieder ein schützender Stern;
Könnt' ich's erkaufen mit meinem Blute,
O, wie erkauft' ich es dir so gern.

Freu' dich sorglos der sonnigen Tage,
Klarblauer Himmel verkläret den Blick;
Aber mit weicher melodischer Klage
Dämpfe die Schmerzen im Mißgeschick.

Durch die Thäler und über die Höhen
Wand'r ich indessen die steinige Bahn;
Fernher winkendes Wiedersehen
Spornt die ermüdeten Schritte an.

Breitet sich abends dann dir zu Füßen
Reich die herrliche Lenzesflur,
Drüben die dunklen Berge grüßen
Und der Flüsse leuchtende Spur.

Seh' ich's alles weit übergossen
Von der sinkenden Sonne Glut,
O, wie wird mir das Herz erschlossen,
Dein gedenkend mit neuem Mut.

Dein gedenkend steig' ich zu Thale,
Nacht umfängt mich mit düst'ren Wehn;
Aber im Morgensonnenstrahle
Weiß ich ein freudiges Wiedersehn.

Der Thaler.

Blitzt der Thaler im Sonnenschein,
Blitzt dem Kind in die Augen hinein,
Über die Wangen rollen die Thränen.
Mutter zieht gar ein ernst Gesicht:
Vor dem Thaler, Schatz, fürchte dich nicht;
Nach dem Thaler sollst du dich sehnen.

Sieh, mein Herzblatt, auf Gottes Welt
Für uns Menschen giebt's nichts ohne Geld,
Hätt' ich dich, Herzblatt, auch nicht bekommen.
Bist noch so unschuldig, noch so klein,
Und willst täglich gefüttert sein,
Hast es mir selbst aus der Tasche genommen.

Darfst nicht weinen, bist all' mein Glück;
Giebst mir's tausendfältig zurück.
Sieh, die goldene Sonne dort oben

Brennt dir auch deine Guckäuglein wund,
Nährt und behütet den Erdenrund,
Daß alle Kreaturen sie loben.

Nach der Sonne in goldiger Pracht
Haben die Menschen ihr Geld gemacht;
Ohne das Geld muß man elend sterben.
Sonne ist Glück und Glück ist Geld;
Wem es nicht schon in die Wiege fällt,
Der muß es mühevoll sich erwerben.

Sieh, mein Herzblatt, den grünen Wald,
Drin der Vögel Gezwitscher erschallt;
Wie das so lieblich ist anzuschauen.
Hast du kein Geld für das morgige Brot,
Dir sind all' die Vögelein tot,
Und der Wald ist ein schrecklich Grauen.

Geld ist Schönheit; mit recht viel Geld
Nimmst du den Mann, der dir wohlgefällt,
Keinen Häßlichen, keinen Alten.
Sieh, der Reichen Hände, wie weiß!
Wissen nichts von Kälte, von Schweiß;
Haben keine Schwielen noch Falten.

Bei uns Armen ist Eins mal schön,
Aber nur im Vorübergehn;
Morgen schon ist zerrupft sein Gefieder.
Oder die Schönheit wird ihm zu Geld;
Kommt es hinauf in die große Welt,
Steigt es nicht leicht mehr zu uns hernieder.

Kind, hab acht auf deinen Gewinn:
Geld ist Freiheit, ist Edelsinn,
Menschenwürde und Seelenfrieden.
Alles kehrt sich zum goldenen Licht,
Warum sollen die Menschen es nicht?
Dir, mein Kind, sei das Glück beschieden.

Zur Verlobung.

Das Herz so voll, der Kopf so leer,
Ich finde nichts als Worte;
Sie tanzen auf, sie taumeln her,
Und stets am falschen Orte.

Das find't sich nicht, das reimt sich nicht;
Nur wirre Klagetöne.
Das giebt mir ewig kein Gedicht
An dich, du schlanke Schöne.

Du siehst, ich red' auch nur von mir,
Statt deiner zu gedenken,
Wünsch' weder Glück noch Segen dir,
Ich wollte dich beinah kränken.

Ich wollt' ... o Gott, nun geht's nicht mehr,
Mein Aug' quillt mächtig über;
Ich wollt', daß ich ein Andrer wär
Und dir ein wenig lieber.

Mein Käthchen.

I.

Mein Käthchen trägt keine Hosen
Schon seit dem ersten April,
Weil sie von der grenzenlosen
Hitze nicht leiden will.

Das giebt mir manches zu denken.
So dacht' ich auch schon daran,
Ihr ein Paar Hosen zu schenken
Aus duftigstem Tarlatan.

Wie leicht kann sie sich beim Hupfen
Erkälten, eh' sie's gedacht;
Und bleibt ihr auch nichts als ein Schnupfen,
Man nimmt sich doch lieber in acht.

II.

Mein Käthchen fordert zum Lohne
Von mir ein Liebesgedicht.
Ich sage: Mein Käthchen verschone
Mich damit, ich kann das nicht;

Ob überhaupt ich dich liebe
Das weiß ich nicht so genau;
Zwar sagst du ganz richtig, das bliebe
Gleichgültig; doch, Käthchen, schau:

Wenn ich die Liebe bedichte,
Bedicht' ich sie immer vorher,
Denn wenn vorbei die Geschichte,
Wird mir das Dichten zu schwer.

Morgenstimmung.

Leise schleich ich wie auf Eiern
Mich aus Liebchens Paradies,
Wo ich hinter dichten Schleiern
Meine besten Kräfte ließ.

Traurig spiegelt sich der bleiche
Mond in meinem alten Frack;
Ach die Wirkung bleibt die gleiche,
Wie das Kind auch heißen mag.

Wilhelmine, Karoline,
's ist gesprungen wie gehupft,
Nur daß hier die Unschuldsmiene,
Dort dich die Routine rupft.

Falstaff.

Es bläht sich die Gemeinheit als Humor
In deines Leibes fettbehangner Fülle,
Ein Riesen-Maulwerk und ein kleiner Wille,
Ein Dichter-Däumling und ein großer Thor.

Als deutschen „Bel-Ami“ führst du dich vor;
Verträgt dein Ruhm auch nur die tiefste Stille,
Vom Biertisch dein huronisches Gebrülle
Füllt mit Bewund'rung jedes Esels Ohr.

Für Bierphilister bist du das Genie,
Und für die Genien bist du Bierphilister;
Sie sagen: „Ein Hanswurst im Schlafrock ist er

Und kein Poet. Wir haben viel Register
Für Gut und Böse, doch behagt uns nie
Zum Träger unsrer Huld das liebe Vieh.“

Symbolisten.

Anna.

Dein Auge brennt, dein Atem fliegt,
Blaß bist du wie der Tod.
Und fragt man dich, woran das liegt,
Du wirst wie Blut so rot.

Dein Auge senkt sich schambesiegt,
Die Wimper leuchtet naß.
Und fragt man dich, woran das liegt,
Du wirst wie Marmor blaß.

Otto.

Eine mondbestrahlte feuchte Hand
Wand sich nachts aus seinen weißen Decken,
Daß, gelähmt in stummem, starrem Schrecken,
Er nur mühsam sich hinweg gewandt.

Jene feuchte, mondbestrahlte Hand
Kehrte manchmal wieder — und im Weichen
Schrieb sie sich in geisterhaften Zeichen
In sein schreckensbleiches Nachtgewand.

Neue Liebe.

Du Mädchen in des Lebens vollster Pracht
Hast mich zu lichtem Flammenmeer entfacht;
Das züngelt blutig bis ans Sternenzelt,
Von keinem Blick behütet und bewacht.

Und faßt die Flamme nicht die ganze Welt,
Wie dich und den, der dich umfangen hält?
Ein einz'ger Zweiklang durch den weiten Raum,
Der Jubel der vereinten Schöpfung gellt.

Vergangenheit wird uns ein düstrer Traum,
Am Horizont ein schwarzer Wolkensaum;
Doch auch das Glück, daraus mein Lied erschallt,
In seiner Göttlichkeit noch fass' ich's kaum,

Bis daß mich deine irdische Gestalt,
Bis daß mich deiner Sinne Glutgewalt
Von jedem dumpfen Traumgewirr befreit
Durch nie geträumter Freuden Wirklichkeit.

An Moppchen.

Moppchen, länger kann ich mich nicht halten,
Meine Sinne toben allzu wild;
Und in allen weiblichen Gestalten
Seh ich schon dein Götterbild.

Auch im Traum bist du mir schon erschienen,
Dich entkleidend; oh wie ward mir da!
Schwindlig ward mir hinter den Gardinen,
Als ich deinen Busen sah.

Meine beiden Knie wurden brüchig,
Von der Stirne triefte mir das Fett.
Als das Hemd du abgethan, da schlich ich
Wonneschauernd an dein Bett.

Mach', daß dieser Traum sich bald erfülle;
Mach', erhabne Königin,
Daß bei dir ich vor Behagen brülle,
Nicht vor Wut, weil ich dir ferne bin.

Einkehr.

Du stille Friedhofmauer,
Scheu tret' ich bei dir ein.
Willst du nicht meiner Trauer
Schirmende Heimat sein?

In deinem tiefen Frieden
In deinem kühlen Schoß
Wird Allen Ruh' beschieden
Die krank und ruhelos.

Wo dunkle Stämme ragen
Um dichtumkränzten Stein,
Fernen vergangnen Tagen
Geb' ich ein Stelldichein.

Süßselige heilige Schauer
Lösen mir Aug' und Sinn —
Du stille Friedhofmauer,
Du meine Beschützerin,

Entflohn dem Weltgetriebe
Tret' gern ich bei dir ein;
Willst du begrabener Liebe
Schirmende Heimat sein?

Menschlichkeit.

Der Mensch ist nackt geschaffen, ist nackt;
Daraus erklärt sich seine Vertracktheit.
Wird er vom Wind bei der Wolle gepackt,
Dann schämt er sich seiner kläglichen Nacktheit.

Dort, wo es dem rohen Pöbel graut,
Sind der Seele zarteste Saiten zu finden;
Hat Einer gar eine durchschimmernde Haut,
Du sollst ihn nicht züchtigen sondern ergründen.

Ist Einer über und über behaart,
Dann magst du ihn nach Gefallen bewitzeln.
Kitzliche zu kitzeln ist Knabenart;
Ein Mann liebt vielmehr den Kitzelnden zu kitzeln.

Gott und Welt.

Ich bin ein Mensch von Fleisch und Blut,
Ich fange keine Grillen;
Ich kann des Fleisches Durst so gut
Wie den der Seele stillen.

Ich schwinge brünstig mich empor
Zu Gott in schwacher Stunde;
Und werd' ich stark, heb' ich den Flor
Von heiliger Todeswunde.

Weit öffnet sich der Arme Paar
Gleich hellen Tempelpforten;
Ich knie schluchzend am Altar,
Ich bete nicht in Worten.

Brigitte B.

Ein junges Mädchen kam nach Baden,
Brigitte B. war sie genannt,
Fand Stellung dort in einem Laden,
Wo sie gut angeschrieben stand.

Die Dame, schon ein wenig älter,
War dem Geschäfte zugethan,
Der Herr ein höherer Angestellter
Der königlichen Eisenbahn.

Die Dame sagt nun eines Tages,
Wie man zu Nacht gegessen hat:
Nimm dies Paket, mein Kind, und trag' es
Zu der Baronin vor der Stadt.

Auf diesem Wege traf Brigitte
Jedoch ein Individium,
Das hat an sie nur eine Bitte,
Wenn nicht, dann bringe er sich um.

Brigitte, völlig unerfahren,
Gab sich ihm mehr aus Mitleid hin.
Drauf ging er fort mit ihren Waren
Und ließ sie in der Lage drin.

Sie konnt' es anfangs gar nicht fassen,
Dann lief sie heulend und gestand,
Daß sie sich hat verführen lassen,
Was die Madame verzeihlich fand.

Daß aber dabei die Tournüre
Für die Baronin vor der Stadt
Gestohlen worden sei, das schnüre
Das Herz ihr ab, sie hab' sie satt.

Brigitte warf sich vor ihr nieder,
Sie sei gewiß nicht mehr so dumm;
Den Abend aber schlief sie wieder
Bei ihrem Individium.

Und als die Herrschaft dann um Pfingsten
Ausflog mit dem Gesangverein,
Lud sie ihn ohne die geringsten
Bedenken abends zu sich ein.

Sofort ließ er sich alles zeigen,
Den Schreibtisch und den Kassenschrank,
Macht die Papiere sich zu eigen
Und zollt ihr nicht mal mehr den Dank.

Brigitte, als sie nun gesehen,
Was ihr Geliebter angericht',
Entwich auf unhörbaren Zehen
Dem Ehepaar aus dem Gesicht.

Vorgestern hat man sie gefangen,
Es läßt sich nicht beschreiben, wo;
Dem Jüngling, der die That begangen,
Dem ging es gestern ebenso.

Minnas Kochschule.

Daß in deinem Engelsköpfchen
So viel Teufelei rumort,
Hätt' ich nimmer ahnen können;
Aber deine Küsse brennen,
Wie kein Höllenfeuer schmort.

Deiner Seele heiße Sauce
Gießt sich prasselnd auf mich aus;
Mit den neusten Apparaten
Werd' ich Ärmster ausgebraten,
Ein bejammernswerter Schmaus.

Schließlich öffnest du die Brust mir
Und transchierst mein dampfend Herz,
Weidest dich an seinem Pochen,
Wie's zerrissen und zerstochen
Und in Stücke sprang vor Schmerz.

Eroberung.

Ach, sie strampelt mit den Füßen,
Ach, sie läßt es nicht geschehn,
Ach, noch kann ich ihren süßen
Körper nur zur Hälfte sehn;
Um die Hüfte weht der Schleier,
Um den Schleier irrt mein Blick,
Immer wilder loht mein Feuer,
Ach, sie drängt mich scheu zurück!

Mädchen, ich will nichts erzwingen;
Mädchen, gieb mir einen Kuß;
Mädchen fliehn auf eignen Schwingen
Durch Begierde zum Genuß.
Ach, da schmiegt sie sich und lächelt:
Deine Küsse sind ein Graus;
Und mit beiden Händen fächelt
Sie der Kerze Schimmer aus.

Kathja.

Hetz' deine Meute weit über die Berge hin,
Sie kehrt wieder von Schweiß und von Staub bedeckt.
Gieb ihr die Peitsche, gewaltige Jägerin,
Sieh, wie sie dir winselnd die Füße leckt!

Eh' der Bann zerreißt, eh' die Koppel in Stücke
springt,
Eh' die Brut dir entgegensteht, wenn dein Hifthorn
klingt,
Eh' dein Ohr ihn vernimmt, aus der Seele den
dumpfen Schrei,
Eh' reißen Sehnen und Adern und Herz entzwei.

Schwing deine Peitsche! Dein gellendes Hallali
Tönt wie des Todes wilder Triumphgesang.
Das Auge, blutunterlaufen, sterbensbang,
Späht nach dem Wild deiner Lust und erblickt es nie..

An mein Weib.

Wie stapften wir einst als Kinder so keck
Barfuß durch alle Pfützen
Und ließen uns den kalten Dreck
Hoch über die Knie spritzen!

Wie einst als Kinder durch Feld und Flur,
So stapfen wir heut durchs Leben;
Der ganze Kot einer siechen Kultur
Bleibt uns an den Beinen kleben.

Laß dir's nicht schaudern, was ist dabei;
Wir scheuen nicht Ottern und Nattern,
Solang' nur der Kopf und die Brust noch frei
Und im Sturm deine Haare flattern.

Schicksal.

Stürme durchtoben die bange Brust;
Stürmisches Leid und stürmische Lust
Sausen hindurch mit schaurigem Wehen,
Schleudern mich aus des Mißgeschicks Nacht
Auf zu des Glückes sonnigen Höhen.
Sprachlos begaff' ich die strahlende Pracht,
Schau' ich des Weibes hehre Gestalt,
Wie sie die Träume der Jugend verheißen,
Und es ergreift mich, mit blinder Gewalt
An die pochende Brust sie zu reißen.
Sie aber zieht mich auf schwellende Kissen,
Preßt mich an ihren üppigen Leib,
Und überwältigt von wilden Genüssen
Halt' ich umklammert das schöne Weib.

Siehe da, gleich einem wogenden Meer
Wälzt sich gewaltig das Unglück her.
Jäh zerschmetternde Blitze flammen
Nieder aus düsterem Wolkenthron;
Über den trunkenen Erdensohn
Schlagen die schäumenden Fluten zusammen.

Als die Sonne wiederum schien,
Gleitet ein Nachen darüber hin.
Schimmernd steigt aus der Wellen Gischt
Ein Regenbogen, der bald erlischt;
Von dem Verunglückten fand sich nichts.

Anwandlung.

Wüßtest du Mädchen, wie das thut,
Wenn dein Arm in dem seinen ruht,
Wenn du an seiner Seite hin
Wandelst in weltbeglückendem Sinn!
Wüßtest du, wie mich der Anblick foltert,
Wie mir der Wunsch in der Seele brennt,
Käm' doch das himmlische Firmament
Über euch beide heruntergepoltert!

Wolken machen sich nichts daraus,
Wandern weiter und lachen mich aus,
Ob ich euch, ob ich ihnen fluche,
Ob ich mich selbst zu erdrosseln suche —
Schließlich nach langem qualvollen Bangen
Reichst du mir flüchtig die zuckende Hand,
Und das verwickelte Rosenband
Hält mich verdoppelt fester umfangen.

Kennst jene Hütte du tief im Wald,
Zweier Büßenden Aufenthalt?
Rings unter hohen rauschenden Bäumen
Wildes Kasteien und tiefes Träumen . . .

Nun ich eben mein Bündel geschnürt,
Will mich dieser Gedanke nicht lassen;
Ach und mein Hirn mag es gar nicht fassen,
Daß mich mein Los schon von hinnen führt.

Die Keuschheit.

Schimmernd fülle sich der Teller,
Schimmernd bis zum Rand hinan;
Jeder spende seinen Heller
Gern dem alten Leiermann.
Manch' ein Lied hab' ich gesungen,
Das euch tief ins Herz gedrungen;
Doch ein Lied wie dieses hier,
Hörtet ihr noch nicht vor mir.

Eines abends in der Messe
Lauscht er hinter ihrem Pult,
Mit erzwungner Totenblässe
Flehte er um ihre Huld.
Von Madrid bis Kopenhagen
Hat er sich herumgeschlagen,
Tausend Mädchen schon verführt,
Kujoniert und angeschmiert.

Und sie bat, daß Gott ihr helfe,
Doch sein Odem war zu warm,
Und dieselbe Nacht um elfe
Lag sie schon in seinem Arm.

Weidlich hat er sie belogen,
Bis aufs Hemd sie ausgezogen;
Sie ward rot für ihr Geschlecht,
Doch das war ihm gerade recht.

Als sie nun die Schmach erlitten,
Ward dem Ungeheuer klar,
Daß sie rein und keusch von Sitten
Und ihm zu elegisch war.
Freilich konnt' es ihn beglücken,
Eine frische Blume pflücken;
Für sein weiteres Plaisire
Fehlte die Verderbnis ihr.

Und er war wie umgewandelt,
Als ihr nun die Liebe kam;
Hat sie so infam behandelt,
Daß sie schier verging vor Scham;
Stieß sie aus den warmen Kissen,
Hat sie nackt hinausgeschmissen,
Warf ihr ihre Kleider nach,
Schloß die Thür mit einem Krach.

Auf dem Vorplatz unter Thränen
Zog sie sich die Strümpfe an,
Fluchte ihres Herzens Sehnen
Und verzieh dem rohen Mann;
Drauf ging sie in ihre Kammer,
Dort sank sie aufs Bett vor Jammer,
Schlug mit beiden Fäusten sich
Wund und weinte bitterlich.

Ist's nicht wirklich ein Entsetzen,
Daß es solche Männer giebt,
Die sich nicht mal dort ergötzen,
Wo ein andrer kindlich liebt.
Weil sie ihre Liebe suchten
Bei den H—, den verfluchten,
Ist der Seele Klang verdumpft,
Ihr Empfinden abgestumpft.

In dem nächtlich stillen Garten
Sitzt die keusche Maid voll Gram,
Liebelechzend zu erwarten
Den Geliebten, der nicht kam.
Ach, sie meint, er müsse kommen,
Doch die Sterne sind verglommen
Und der sanfte Mond verblich,
Ohne daß ihr Kummer wich.

Und nun ward ihr immer schlimmer,
Immer toller jeden Tag,
Und sie lief ihm auf das Zimmer,
Als er noch zu Bette lag;
Sagt ihm gleich, wozu sie käme,
Daß er sie als Dienstmagd nehme.
Wenn sie seiner Lust zu schlecht,
Alles, alles sei ihr recht.

Aber dieser Fürchterliche
Hatte keinen Trost für sie
Als verdrehte Sittensprüche
Voll verborgner Ironie;

Sich an ihrer Scham zu weiden
Zwang er sie, ihn anzukleiden,
Macht sie dabei, ohne Not,
Immer wieder purpurrot.

Als den Schlips sie ihm gebunden,
Gab der Mensch ihr einen Tritt
Und ein Schimpfwort ihrer wunden
Seele auf den Heimweg mit.
Doch als sie den Hut genommen,
Spielt er plötzlich dann den Frommen,
Sah sie an und sagte: du,
Heute abend Rendez-vous!

Und sie trat am selben Abend
Wieder in die Wohnung ein,
Einen Strauß am Busen habend.
Denn sie wollte lieblich sein.
Gleich riß er ihn ihr vom Kleide,
Überreicht ihn voller Freude
Einer Dirne, rotgelockt,
Die geschminkt im Lehnstuhl hockt.

Drauf thät er sie schmeichelnd bitten,
Aufzulösen sich ihr Haar;
Jene hat's ihr kurzgeschnitten,
Daß sie wie ein Knabe war.
Dann mußt' sie das Kleid ablegen,
Ging einher, zum Herzbewegen:
Schuhe, Strümpfe, Höschen, Hemd,
Und der Scheitel links gekämmt.

Nun erhob sich die geschminkte,
Dekolletierte Schandperson,
Schlecht verbergend, daß sie hinkte,
Denn sie trieb es lange schon:
Komm, mein Page, und enthülle
Meiner Reize Zauberfülle
Diesem schönen jungen Herrn;
Ach, er hat mich gar zu gern!

Und sie that es ohne Zucken,
Zog ihr selbst die Strümpfe ab,
Mußte all die Dünste schlucken,
Die das Scheusal von sich gab;
Mehrmals, bis das Werk vollendet,
Hat sie stumm den Kopf gewendet,
Hustete aus tiefster Brust,
Wurde beinah unbewußt.

Alsdann kam an ihn die Reihe,
Was ihr nicht so gräßlich war;
Leise wimmernd macht das treue
Kind ihn aller Kleidung bar;
Wollt' ihm noch die Füße küssen,
Doch er hat sich losgerissen.
Und nun gab der edle Wicht
Ihr in jede Hand ein Licht.

So mußt' sie sich aufrecht stellen,
Wo der Vorhang offen hing,
Um das Schauspiel zu erhellen,
Das vor ihr in Scene ging.

Durch die Bosheit angefeuert,
Hat er mehrmals es erneuert,
Immer tiefern Höllenschmerz
Bohrend in des Kindes Herz.

Treulich thät sich ihm vereinen
Das entmenschte Schauerweib,
Fand am Jammerblick der Kleinen
Teuflisch süßen Zeitvertreib,
Heuchelt, ihr ins Herz zu schneiden,
Außerordentliche Freuden,
Fraß mit Schluchzen und Geschrei
Einen Apfel auch dabei.

Als die Roheit sondergleichen
Keinen neuen Reiz mehr bot,
Ließ man sich die Kleider reichen,
Stellte sich dabei halb tot.
Nichts als Püffe, nichts als Tritte
Spürt das Kind bei jedem Schritte;
Drauf löscht er die Lichter aus,
Führt die Schandperson nach Haus.

Kommt zurück nach langer Pause,
Und das Mädchen ist noch da,
Denn sie wagt sich nicht nach Hause,
Weil sie so verändert sah;
Bat ihn, daß sie bleiben könnte,
Was er ihr denn auch vergönnte;
Ach, sie dachte nicht daran,
Was der Schreckensmensch ersann.

Nachdem er zu Bett gegangen,
Winkt er sie vom Diwan her,
Giebt ihr schmunzelnd einen langen
Scharfgeladenen Revolver,
Bittet kühl um den Gefallen,
Ihn sich vor den Kopf zu knallen,
Denn die Wirkung sei famos,
Weil er sie dann endlich los.

Ohne etwas zu entgegnen,
Hob sie sich ihn an die Stirn,
Thät noch ihren Mörder segnen
Und durchschoß sich das Gehirn.
Lächelnd schmaucht er die Cigarre
Zum Entstehn der Totenstarre,
Geht dann, seiner Schandthat froh,
Nach dem Polizeibureau.

Und nun hat sie ausgelitten,
Diese Maid, die treu geliebt,
Dabei engelrein von Sitten,
Wie es keine zweite giebt.
Alle möge Gott verfluchen,
Wenn sie seine Gnade suchen,
Denn sie liebten nur das Fleisch;
Diese starb im Herzen keusch.

Das arme Mädchen.

Böt' mir Einer, was er wollte,
Weil ich arm und elend bin,
Nie, und wenn ich sterben sollte,
Gäb' ich meine Ehre hin!
Schaudernd eilt das Mädchen weiter,
Ohne Obdach, ohne Brot,
Das Entsetzen ihr Begleiter,
Ihre Zuversicht der Tod.

Es klappert in den Laternen
Des Winters eisig Wehn,
Am Himmel ist von den Sternen
Kein einziger zu sehn.

Wie sie nun noch eine Strecke
Weiter irrt, sieht sie von fern
An der nächsten Straßenecke
Einen ernsten jungen Herrn.
Ihm zu Füßen auf die Steine
Bricht sie ohne einen Laut,
Hält umklammert seine Beine,
Und der Herr verwundert schaut:

Wenn dich die Menschen verlassen,
Komm auf mein Zimmer mit mir;
Jetzt tobt in allen Gassen
Nur wilde Begier.

Und sie folgte seinen Schritten,
Hielt sich schüchtern hinter ihm;
Jener hat es auch gelitten,
Wurde weiter nicht intim.
Angelangt auf seinem Zimmer
Zündet er die Lampe an,
Bei des Lichtes mildem Schimmer
Bald sich ein Gespräch entspann:

Es boten mir wohl Viele
Ein Obdach für die Nacht,
Doch hatten sie zum Ziele,
Was mich erschaudern macht.

Ferne sei mir das Verlangen,
Sprach der ernste junge Mann,
Dir zu färben deine Wangen,
Wenn ich's nicht durch Güte kann.
Bat sie, länger nicht zu weinen,
Holte Wurst und kochte Thee,
Und am Morgen zog er einen
Thaler aus dem Portemonnaie.

Sie hat ihn bescheiden genommen
Und fand, eh' der Tag vorbei,
Als Plätterin Unterkommen
In einer Wäscherei.

Aber ach, die Tage gingen
Und die Nächte freudlos hin,
Bluteswallungen umfingen
Ihren frommen Kindersinn.

Immer mußt' sie sein gedenken,
Der so freundlich zu ihr war,
Immer mußt' den Kopf sie senken
In der muntern Mädchenschar.

Und eines Abends um neune
Hielt sie's nicht aus,
Lief ganz alleine
Nach seinem Haus.

Er war noch nicht heimgekommen,
Sie verkroch sich unters Bett,
Bis sie seinen Schritt vernommen,
Wo sie gern gejubelt hätt'.
Doch sie hielt sich still da unten,
Bis er sich zu Bett gelegt
Und den süßen Schlaf gefunden,
Dann erst hat sie sich geregt.

Leise wie eine Elfe
Schlüpft sie zu ihm hinein:
Daß Gott mir helfe —
Ich bin dein!

Doch da hat er sich erhoben,
Wußte erst nicht, was geschah,
Hat die Kissen vorgeschoben,
Als das Kind er nackend sah:
Nein, jetzt will ich dich nicht haben;
Wohl dir, daß du mir vertraut!
Spare deine schönen Gaben,
Denn schon morgen bist du Braut!

Er führte binnen drei Tagen
Sie wirklich zum Altar.
Es läßt sich gar nicht sagen,
Wie glücklich sie war . . .

Coralie.

I.

Hüpfe nicht mit nacktem Fuße
In den tollen Gischt hinein;
Stürz' dich in das Meer der Buße,
Wasch' dir deine Seele rein.

Badst du doch an diesen Küsten
Deinen Busen marmorweiß,
Nur um dich damit zu brüsten
Abends im Bekanntenkreis.

II.

Wie dort durch der Brandung Zischen
Sich erstreckt der Hafendamm,
So erstrecke ich mich zwischen
Dich und deinen Bräutigam.

Auf neutralem Boden schlummern
Ist mir ein pikanter Reiz,
Wie das Leben zwischen Pummern
Und Neapel in der Schweiz.

Eisig krabbelt's übern Rücken,
Schlossenschauer fühl' ich nah;
Hingestreckt vor meinen Blicken
Feurig winkt Italia.

Selbstzersetzung.

Hochheil'ge Gebete, die fromm ich gelernt,
Ich stellte sie frech an den Pranger;
Mein kindlicher Himmel, so herrlich besternt,
Ward wüsten Gelagen zum Anger.

Ich schalt meinen Herrn einen schläfrigen Wicht;
Ich schlug ihm begeistert den Stempel
Heillosen Betrugs ins vergrämte Gesicht
Und wies ihn hinaus aus dem Tempel.

Da stand ich allein im erleuchteten Haus
Und ließ mir die Seele zerwühlen
Von grausiger Wonne, von wonnigem Graus:
Als Tier und als Gott mich zu fühlen.

Auch hab' ich, den mördrischen Kampf in der Brust,
Am Altar gelehnt, übernachtet,
Und hab' mir, dem Gotte, zu Kurzweil und Lust
Mich selber zum Opfer geschlachtet.

Herbst.

An Francisca de Warens.

Gestern dacht' ich eines Kusses,
Wie ihn deine Mutter gab;
In Erinn'rung des Genusses
Leckt' ich mir die Lippen ab.

Ach das war so warm, so saftig,
Daß, ich weiß nicht, wie's geschah,
Plötzlich ich sie ganz leibhaftig
Wieder bei mir sitzen sah;

Lauschte, wie sie sang und lachte,
Manch' bedeutungsvolles Wort;
Aber als ich dein gedachte,
War sie plötzlich wieder fort.

Enttäuschung.

I.

Trübe Stunden schleichen sachte
Durch die stille Seele mir;
Glück, das ich zu haschen dachte,
Wie so ferne bin ich dir!

Mühsam schleppt sich meine Feder
Über ein zerknicktes Blatt,
Leis' bewimmernd, was ein Jeder
Einmal zu verschmerzen hat.

Wenn den alten Mut ich fände,
Fänd' ich auch die alte Kraft —
Ach, die wundgestraften Hände
Sind auf lange Zeit erschlafft.

II.

Einst lag ich ausgestreckt in wachem Traum,
Ermüdet von der Arbeit langer Nächte,
Da frug ein Kuckucksruf aus hohem Baum,
Was sich das junge Herz wohl wünschen möchte.

Der Frage war die Antwort rasch bereit,
Nun durfte nichts mir die Erfüllung rauben,
Und eine unermess'ne Seligkeit
Erwuchs mir aus dem frommen Kinderglauben.

Des Lebens Sommer ist derweil verblüht
Und Hoffnung sah um Hoffnung ich zerrinnen;
Aus meinem grellerleuchteten Gemüt
Schlich auch beschämt ein dunkler Wahn von hinnen.

In diesen Zeilen fand er Unterkunft;
Hier liegt er für des Lebens Rest begraben.
So wird der Mensch ein Krösus an Vernunft
Und, ach, wie bettelarm durch ihre Gaben!

Altes Lied.

Es war einmal ein Bäcker,
Der prunkte mit einem Wanst,
Wie du ihn kühner und kecker
Dir schwerlich träumen kannst.

Er hat sich zum Weibe genommen
Ein würdiges Gegenstück;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Sie waren viel zu dick.

Franciscas Abendlied.

Weiß die Mutter doch so gut,
Wann die Äpfel reifen,
Und ihr eigen Fleisch und Blut
Will sie nicht begreifen.

Wenn ich nicht so trostlos wär',
Ging's mir wohl um Treue;
Kommt das Glück von Ungefähr,
Folgt ihm keine Reue.

Seht euch nur dies Leben an,
Hühner, Enten, Gänse —
Drüben schwingt der Schnittersmann
Seine blanke Sense.

Baut' ich auf den lieben Gott,
Baut' auf meine Karten,
Ward' bei beiden mir zum Spott,
Lernte fleißig warten.

Zwanzig Sommer sind vorbei,
Armes kurzes Leben,
Hast nun einen süßen Mai
Heimlich doch gegeben.

Ist die Nacht nicht gar so still,
Stiller wird's am Tage;
Weiß man einmal, was man will,
Scheut man keine Plage.

Mütterchen zergrübelt sich,
Streicht die weißen Haare,
Träumt so mancherlei für mich,
Träumt sich nicht das Wahre.

Schrecklich ist die Einsamkeit
Hier auf Gottes Erden.
Schön ist auch ein Glück zu zweit,
Will's zu dritt nicht werden.

Kommen manche Jahre noch,
Langes kaltes Sterben;
Durft' ein einzig Mal ich doch
Um mein Schicksal werben.

Not und Schande, Angst und Pein,
Alles will ich tragen.
Wird es nur kein Mägdelein,
Will ich gar nicht klagen.

Der Reisekoffer.

Bei Tafel saßen in bunter Reih',
Damen und Herren; auch saß dabei
Ein junger Mann von blassem Gesicht,
In Haltung und Ausdruck ernst und schlicht,
Durchaus bescheiden, zwar etwas gefräßig,
Aber schweigsam verhältnismäßig.

Und wie ein Bach in der Sonne Blinken
Glitt das Gespräch zwischen Scherzen und Trinken.
Man sprach über dieses, man sprach über jenes,
Man sprach über Nützliches, über Schönes,
Und kam über Unfälle und Verbrechen
Glücklich auf Reisekoffer zu sprechen.

Nun waren, wie's das so geht hienieden,
Urteil und Ansichten sehr verschieden;
Die Damen lobten die großen, schweren,
Bequem zu packen und rasch zu leeren,
Ohne daß dabei die Toilette
Jemals Schaden genommen hätte.

Den Herren hingegen wollte es scheinen,
Angenehmer wären die kleinen,

Die leichten, zusammengeklappten Dinger;
Man könne sie heben mit einem Finger.
Unser Jüngling in guter Ruh'
Kaut seinen Bissen und schweigt dazu.

Und wie im Schilfe der schaukelnde Nachen
Glitt das Gespräch zwischen Scherzen und Lachen
Von Reisekoffern auf ferne Gefilde
Im schönen Italien und Kunstgebilde
Und auf das Glück und das Glücklicherscheinen,
Sowie auf die Liebe im allgemeinen.

Unser Jüngling kaut wacker fort,
Hört von dem allen kein Sterbenswort,
Seine Gedanken, begreiflicherweise
Dämmern so weiter im alten Gleise.
Und wie er sich abmüht mit düstrer Stirn,
Löst sich ein Etwas in seinem Hirn,
Und klettert herab, und erreicht seine Zung',
Und wird nun allmählich zur Äußerung.
Und er thut den Mund auf, er winkt mit der Hand,
Die Damen im Kreise lauschen gespannt,
Die Herren verstummen von Reminiscenzen
Aus schwülen Garderoben mit welkenden Kränzen;
Alles starrt in nervösem Grimme,
Und er sagt mit flötend melodischer Stimme,
Und dabei leuchtet sein Antlitz hell:
„Ich habe einen von Seehundsfell.“

Johannistrieb.

Lodernd Feuer in den Blicken,
In der Haltung stolze Ruh',
Und des Hauptes leises Nicken
Winkt mir teure Gnade zu;
Ach, und deines Mundes Worte
Ziehn durch eine Siegespforte
Mir in Hirn und Busen ein —
Laß mich ganz dein eigen sein!

Siegsgewiß ist deine Haltung
Von der Büste hoch und frisch
Bis zur himmlischen Gestaltung
Deines Füßchens unterm Tisch . . .
Meine ganze Seele zittert
Wie der Tiger, welcher wittert
Fernher den an einen Pflock
Angebundnen Ziegenbock.

Schreckgespenst.

Seit ich dir mein ganzes Herz entladen,
Peinigt mich geheimnisvolles Weh;
Morgens drängt's mich seltsam, mich zu baden;
Abends treibt's mich mächtig ins Café.

Nachts umgaukeln mich verrückte Träume,
Daß die Seele bang um Hilfe schreit;
Eng' bedrücken mich die Himmelsräume,
Meine Kleider werden mir zu weit.

Vor den Augen schwirrt ein schwarzer Falter —
Sprich, o sprich, wie soll ich das verstehn!
's ist ein heimlich zartes Knospenalter;
Doch nicht Liebe scheint mir aufzugehn.

Sehnsucht.

Und sei mir noch so traurig auch zu Sinn,
Ich will's nicht glauben, daß ich elend bin.
Der Fluch, das Leid, das mich zu Grund gerichtet,
Am Ende war ja alles nur erdichtet.

Die Phantasie treibt oft ihr Possenspiel.
Schon Manchen hob sie, der zu Boden fiel
Im Geist empor. Schon Manchen aus den Höhen
Des Himmels ließ sie Schreck und Unheil sehen.

Laß ab von mir, du große Zauberin;
Erbarm' dich mein, entschleire meinen Sinn;
Zerteil' die Nacht, mit der du mich geschlagen —
O Sonnenglanz des Glücks, wann wirst du tagen!

Christine.

Bessern soll ich mich? — O Himmel,
Wie werd' ich wohl besser!
Eher reiten schwarze Schimmel
Weiße Menschenfresser,

Eh' daß solch' ein Kauz wie ich
In sich geht und bessert sich.

Nein, mein Fräulein, ich verzichte
Auf die Tugendpalme;
Schreibe meine Mordgedichte
Tief im Tabaksqualme,
Bis der Satan kommt und spricht:
Fort mit dir, du Bösewicht!

Ja, der Teufel wird mich holen
Früher oder später,
Und ich Ärmster muß verkohlen
Unter Schmerzgezeter;
Haut und Haar und Fleisch und Bein,
Alles muß gebraten sein.

Sie indessen wandeln lieblich
In der Engel Scharen,
Blumen tragend, wie dort üblich,
In gelockten Haaren,
Und das ganze Angesicht
Angestrahlt vom Himmelslicht.

Sehn Sie nun, wie weit geschieden
Unser' beiden Pfade:
Ihnen eines Gartens Frieden,
Mir die Barrikade,
Wo man sich bei jedem Schritt
Auf die Hühneraugen tritt.

Ihnen freundliche Erbarmung,
Mir der Waffen Blinken
Und des wilden Bärs Umarmung,
Ihnen seine Schinken,
Mir des Feinds entmenschter Streit,
Ihnen seine Menschlichkeit.

Tiefer Friede.

Die Tage verblassen, die Stunden zergehn,
Die Waffen rasten und rosten;
Ich bin von vorn und von hinten besehn
Ein armer verlorener Posten.

Es kreisen die Dohlen, es kriecht das Gewürm,
Die Menschen hassen und lieben;
Ich bin wie ein alter Regenschirm
In Gedanken stehen geblieben.

Staub deckt meine Falten, es wackelt der Knauf,
Es wankt das Skelett unterm Knaufe;
Ich wollte, die Schicksalshand spannte mich auf
Und hielte mich unter die Traufe.

Die Hunde.

Es waren einmal zwei Hunde,
Wie war das Herz ihnen schwer;
Sie liefen wohl eine Stunde
Hinter einander her.

Sie hofften, in liebendem Bunde
Werd' ihnen leicht und frei,
Und waren doch nur zwei Hunde
Und keine Hündin dabei.

Das ist die sociale Misere,
Die Sphinx in der Hundewelt,
Daß man vom Hundeverkehre
Die Hündinnen ferne hält.

Die Hündinnen zu vermindern,
Werden die meisten ertränkt,
Und sehnt sich eine nach Kindern,
Dann will sie niemand geschenkt.

Man läßt sie aus ihrem Kerker
Tag und Nacht nicht heraus;
Knurrend liegt Bella im Erker
Zu Füßen der Tochter vom Haus.

Lisettchen starrt in die Zeilen
Und zittert wohl mit den Knien,
Zuckt mit den Lippen bisweilen,
Und Beide denken an ihn.

Wallt man im Familienvereine
Sonntags vors Thor hinaus,
Bella geht an der Leine
Zugleich mit der Tochter vom Haus.

Hier rücken heran die Studenten,
Dort naht sich Nero galant;
Wie wird von beiden Enden
Die arme Leine gespannt.

In einem Rudel Hunde
Kam schließlich man überein,
Es möge nun in der Runde
Jeder mal Hündin sein.

Das Auge, angstvoll, trübe,
Schweift ferne zum Horizont,
Als spräch's: Und das hat der Liebe
Himmlische Macht gekonnt.

Der kleine Fritz ging vorüber
Und sagte: Lieber Papa,
Sage mir doch, du Lieber,
Was machen die Hunde da?

Papa entgegnet: Das nennt man,
Darf dir nicht sagen wie;
An diesen Greueln erkennt man
Das lausige Hundevieh.

Autodafé.

Du ketzerische Liederbrut,
Ihr Schelme, ihr perfiden Schwätzer,
Aufwiegler ihr für Fleisch und Blut,
Ihr losen, liederlichen Ketzer.

Habt acht, euch droht ein Glaubensakt;
Schon steht der Holzstoß hoch geschichtet,
Erbarmungslos hinaufgepackt
Wird, was ich frechen Sinns gedichtet.

Empor zum klaren Ätherraum
Hebt sich das Flammenspiel des Brandes:
Ein Totenopfer wüstem Traum,
Die Siegesfackel des Verstandes.

Alte Liebe.

Ich hab' dich lieb, kannst du es denn ermessen,
Verstehn das Wort, so traut und süß?
Es schließet in sich eine Welt von Wonne,
Es birgt in sich ein ganzes Paradies.

Ich hab' dich lieb, so tönt es mir entgegen,
Wenn morgens ich zu neuem Sein erwacht;
Und wenn am Abend tausend Sterne funkeln,
Ich hab' dich lieb, so klingt die Nacht.

Ich hab' dich lieb, so stand es einst geschrieben
In allem, was mein Auge sah;
Ich hab' dich lieb und will dich ewig lieben,
Ob du mir fern, ob du mir nah.

Du zogst dahin, ich will darob nicht klagen,
Dich hegen in des Herzens heil'gem Schrein.
Kling' fort, mein Lied! Jauchz' auf, beglückte Seele!
Ich hab' dich lieb, und nie wird's anders sein.

Eifersucht.

Und wieder seh' ich neu entfacht
Die düstre Glut, die treu du hegst
Auf deinem Herd, zur Flammenpracht,
Dein Herz erleuchtend Nacht für Nacht,
Wenn du zur Ruh' dich legst.

Kaum atme ich still, so kräuselt mild
Erwartung deiner Lippen Saum;
Dann fühl' ich selbst, wie jenes Bild
Die lechzende Seele dir erfüllt
Mit grausigem Wundertraum.

Tief in die weichen Kissen schmiegt
Sich wollustbebend deine Gestalt.
In kurzem Ringen unterliegt
Dein Pflichtgefühl, und im Sturme siegt
Die grabentstiegene Gewalt.

Die Fürstin Russalka.

Ich liebe nicht den Hundetrab
Alltäglichen Verkehres;
Ich liebe das wogende Auf- und -ab
Des tosenden Weltenmeeres.

Ich liebe die Liebe, die ernste Kunst,
Urewige Wissenschaft ist,
Die Liebe, die heilige Himmelsgunst,
Die irdische Riesenkraft ist.

Mein ganzes Inn're erfülle der Mann
Mit Wucht und mit seelischer Größe.
Aufjauchzend vor Stolz enthüll' ich ihm dann,
Und vor Glück meine leibliche Blöße.

Pirschgang.

Laßt mich schnobern, laßt mich schnüffeln
Durch die Stille der Wälder fort.
Schon witt're ich das schwellende Fleisch der Trüffeln,
Der saftigen Brünetten von Perigord.

Hier ist der Ort. Ich wetze die Hauer,
Ich bohre den Rüssel wohl in den Grund —
Wie macht doch Arbeit das Leben sauer,
Die Seele krank und die Glieder wund!

Gierig verschling' ich die prickelnden Früchte,
Bis mich der Satan im Rücken kneipt —
Es ist die alte Passionsgeschichte,
Daß unsere Freude sich selbst entleibt.

Sie läßt sich erjagen, sie läßt sich haschen,
Die Pulse fliegen, das Herz schlägt wild.
Und zieht man die Himmelstochter auf Flaschen,
Sie schwindet dahin wie ein Schattenbild.

Noch eine der haltbarsten Delikatessen
Ist frischer Lippen flammender Kuß;
Der Hunger steigert sich mit dem Essen,
Und im Genießen wächst der Genuß.

An einen Hypochonder.

Du runzelst die Stirne,
Du wetterst und schreist,
Dieweil mit der Birne
Den Wurm du verspeist.

Was folgst du empfindlich
Der grausigen Spur?
Erfreu' dich doch kindlich
Der reichen Natur.

Je herber dein Liebchen,
Um so süßer sein Kuß,
Und je kleiner sein Stübchen,
Desto größer dein Genuß.

Sieben Rappen.

Großer Gott im Himmel, sieben
Rappen sind mir noch geblieben!
Was nur fang' ich armer Mann
Mit den sieben Rappen an.

Tod und Teufel, wären's zwanzig,
Tanzte gleich noch einen Tanz ich
Auf der Bühne buntbemalt,
Wo man zwanzig Rappen zahlt!

Wären's fünfzehn! — Einen Happen
Wurst kauft man für fünfzehn Rappen.
Hungrig bin ich so wie so;
Eine Wurst macht lebensfroh.

Ach, und wären's auch nur zehne!
Ein Schluck Bier, den ich ersehne,
Ist er gleich ein wenig klein,
Muß für zehne käuflich sein.

Aber sieben, sieben ganze
Rote Rappen, nicht zu Tanze,
Nicht zu Wurst und nicht zu Bier,
Gar zu nichts verwendbar mir —!

Lehr' mich du, o Fürst der Hölle,
Was thät'st du an meiner Stelle,
Wenn im Beutel du zuletzt
Nur noch sieben Rappen hätt'st?

Alsbald zieht der große Weise
Seine düst'ren Zauberkreise,
Spuckt nach rechts und links und spricht:
Hör' mich an, du armer Wicht!

Kommt bei Wettersturm und Regen
Dir ein Bettelkind entgegen,
Schwarz von Auge, schwarz von Haar,
Busen im Entwicklungsjahr,

Wirf ihr deine sieben Rappen
In des Kleides lose Lappen,
Sag' ihr, sie sei engelschön,
Schweig und heiß sie weitergehn!

Du hast Freude, sie hat Freude,
Freuen werdet ihr euch Beide;
Meine Freude hab' auch ich,
Segne und belohne dich!

Der Lehrer von Mezzodur.

In Mezzodur war ein Lehrer,
Sigmund Zus war er genannt,
Als ein braver Mann geachtet,
In der Gegend wohlbekannt.

Er war Gatte und auch Vater
Von drei Kindern, noch so klein;
Leider lebte er nicht glücklich,
Denn die Eh' ward ihm zur Pein.

Ein Verdacht regt sich im Herzen,
Seine Frau sei ungetreu,
Daß ein Andrer, nicht er selber,
Vater seiner Kinder sei.

Und von Eifersucht gepeinigt
Lebte fürder er dem Wahn;
Als er sich betrogen glaubte,
Reifte leider rasch der Plan.

Eines Nachts zwang er die Gattin,
Daß sie ein Bekenntnis schrieb,
Daß er selber ihr diktierte
Und ihr Todesurteil blieb.

Als sie drin den Vater nannte
Ihrer Kinder — ach! o Gott! —
Schoß er die drei armen Kleinen
In dem Bett mit Kugeln tot.

Darauf hat er sie gezwungen,
Sich zu legen auf das Bett,
Hat sie dann auch umgebrungen,
Wie sie ihn auch angefleht.

Er legt nun selber Hand an sich
Und endete dann fürchterlich.
Das Dienstmädchen, das zugegen war,
Mußte leuchten mit dem Licht
Und erzählt's mit Grauen und Entsetzen
dem Gericht.

Fata Morgana.

So sei denn heute der Schwur gethan,
Nicht leg' ich der Seele mehr Fesseln an;
Nicht will ich mehr kriechen in Staub und Kot,
Nicht geistig verhungern um leiblich Brot;
Ich schwör' es auf Leben und Sterben.

Seit die Sterne erloschen in ihrer Pracht,
Wie irrt ich rastlos durch Sturm und Nacht.
Der eigenen Augen mattschimmerndes Licht,
Wohl wies es den Pfad mir, es wärmte mich nicht,
Und die starren Glieder erlahmten.

Die Winde fegten, es blutet mein Weh
Eine rote Spur in den weißen Schnee.
In meinen Augen das Licht ging aus,
Das Ohr umtoste dumpfrollender Graus,
Dann tiefe schmeichelnde Stille.

Horch, horch, ein Klingen, so fern, so hold —
Dehnt dort sich das Thal nicht im Sonnengold?
Es leuchten die Berge, es glänzt der Strom,
Hoch lacht herein der krystallne Dom,
Darunter fächelnde Lüfte.

Von Blumen umduftet, im wärmenden Schein,
Auf breitem Gipfel steh' ich allein;
Ich lehne mich lächelnd auf meinen Stab,
Mein Aug' streift selig landauf, landab;
Und all mein Leiden vergessen. — — —

Und sei es der sinnberückende Tod,
Ich will nicht mehr hungern um leiblich Brot.
Ich will dich halten, du sonnig Bild,
Solang' nur pochend das Herz noch schwillt —
Ich schwör' es auf Leben und Sterben.

Winter.

Der Tantenmörder.

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ich hatte bei ihr übernachtet
Und grub in den Kisten-Kasten nach.

Da fand ich goldene Haufen,
Fand auch an Papieren gar viel
Und hörte die alte Tante schnaufen
Ohn' Mitleid und Zartgefühl.

Was nutzt es, daß sie sich noch härme —
Nacht war es rings um mich her —
Ich stieß ihr den Dolch in die Därme,
Die Tante schnaufte nicht mehr.

Das Geld war schwer zu tragen,
Viel schwerer die Tante noch.
Ich faßte sie bebend am Kragen
Und stieß sie ins tiefe Kellerloch. —

Ich hab' meine Tante geschlachtet,
Meine Tante war alt und schwach;
Ihr aber, o Richter, ihr trachtet
Meiner blühenden Jugend-Jugend nach.

Auf dem Faulbett.

Auf mein Faulbett hingestreckt
Überdenk' ich so meine Tage,
Forschend, was wohl dahinter steckt,
Daß ich nur immer klage.

Ich habe zu Essen, ich habe Tabak,
Ich lebe in jeder Sphäre,
Ich liebe je nach meinem Geschmack
Blaustrumpf oder Hetäre.

Die sexuelle Psychopathie,
Ich habe sie längst überwunden;
Und dennoch, ich vergeß' es nie,
Es waren doch schöne Stunden.

Erholung.

Sieh, wie die Erde wackelt,
Wie alles niederstürzt,
Die Sonne ängstlich fackelt
Und ihre Flammen kürzt,

Wenn ich dich halte Brust an Brust
Und du mit scharfen Zähnen
Verbissen dich in wilder Lust
In meine glüh'nden Venen.
Es wogt dein Leib, es dröhnt dein Herz,
Dein Odem züngelt höllenwärts,
Und aus der Tiefe steigen
Miasmen freud- und leidenschwer;
Dein Kichern tanzt darüber her
Den fahlen Elfenreigen.
Weh' dem, der nie ein Weib beglückt;
Weh' dem, der niemals weltentrückt
Des Daseins Ernst vergessen.
Der Ärmste kennt sich selber nicht,
Ein Gott vielleicht, ein blöder Wicht,
Sein Laken zu durchnässen!
Und zuckt die Flamme übers Haus,
Wie sinkt das All in Nacht und Graus;
Der Himmelslichter Glanz verblich,
Die Stürme heulen fürchterlich,
Es schmettern die Posaunen.
Die Jugend reißt die Ohren auf,
Das Alter hemmt den Tageslauf;
Sie schaudern und erstaunen.
Der Sieger nimmt ein Bad und blickt
Verächtlich nach dem Pfühle,
Die Seele frei, der Leib erquickt
Von frischer Morgenkühle.
Die ganze Welt ist Jubelsang,

Die Sonne lacht den Wald entlang;
Dann erst lacht ein Verächter
Sein gellend Hohngelächter.

Parricida.

Der schwere Fluch, der auf dem Haupt mir lastet,
Drückt mich darnieder in den Straßenkot;
O Gott, o Welt, erbarmt euch meiner Not;
Ihr wißt, weswegen ich ihn angetastet.

Ihr wißt, ihr selber jagtet mich hinein,
Mit tausend Peitschenhieben ins Verderben;
Nehmt mich zur Sühne denn und laßt mich sterben,
Nur laßt mich nicht so schimpflich elend sein.

Ich war nicht schlecht; nun mag ich's freilich werden,
Gab ich mein Bestes doch zum Opfer hin . . .
Nehmt mich hinweg, solang' ich Mensch noch bin!
Ein Tier, ein Teufel werd' ich sonst auf Erden.

Wilhelmine.

I.

Warum drängst du dich in meine Träume?
Warum hemmst du meiner Schritte Lauf?
Warum füllst du alle Himmelsräume,
Blick' ich nächtens zu den Sternen auf?

Stör' ich deiner Seele heil'gen Frieden,
Warum machst du, Mädchen, dich so breit?
Und „Nicht doch!" entgegnest du entschieden
Wie der Genius der Enthaltsamkeit.

Ach, so kann es nicht mehr lange dauern;
Ach, es wälzt sich drohend Ach auf Ach;
Laß dir deine Zimmerthür vermauern,
Oder fürchte den Zusammenkrach.

II.

Und nun ist es doch gekommen,
Trotz des stolzen Sinns im Köpfchen;
Und wir haben von dem Töpfchen
Kühn den Deckel abgenommen.

Schwüler Paradieses Brodem
Stieg mir schmeichelnd in die Nase,
Dennoch bangt' ich wie ein Hase
Vor dem Pechgeruch von Sodom.

Zwei von heißer Glut erfüllte,
Mitternächtlich helle Sterne
Blinken träumend in die Ferne,
Die sich scheu in Nebel hüllte.

Waldweben.

Zwischen duftigen Büschen
Stieß ich auf einen Quell;
Meinen Mund zu erfrischen,
Dünkt er mich rein und hell.

Als ich mich satt getrunken,
Träumend wankt' ich zur Stadt,
Bin aufs Lager gesunken
Fiebernd und todesmatt.

Hat kein Arzt sich gefunden,
Dessen Kunst mich geheilt;
Werd' auch nimmer gesunden,
Bis mich der Tod ereilt.

Ei du mein durstiger Knabe,
Streife nicht durchs Gebüsch;
Bleib' bei der Mutter und labe
Fromm dich am Kaffeetisch.

Capitulation.

Was hilft mir der betrunkne Verstand!
Was helfen die schweren Glieder!
Sobald das Licht heruntergebrannt,
Kommen die Wanzen wieder!

Die Hypochondrie verendet im Wein
Wie Pharao im roten Meere;
Doch welche Flut will mir Retter sein
Gegen die Wanzenheere!

Ich mache Licht und ich wälze mich
Ächzend auf meiner Pritsche;
Das ist die Stimmung — der Stolz entwich —
Fluchend flücht' ich zu Nietzsche . . .

Die tiefe Richtung.

Endlich ist der große Tag gekommen,
Schon ist das Vergangne schrecklich nah,
Doch die Zukunft ist bereits verschwommen;
Auch die Gegenwart ist nicht mehr da.

Gott und Mensch und Weltall sind verschwunden,
Was einst sein wird, glüht im Morgenrot;
Stille stehn die sonst so raschen Stunden,
Und gestorben ist nun auch der Tod.

Aus dem Nichts entwickelt sich ein Grausen,
Eine Donnerstimme ruft: „Ich bin!“ . . . .
Plötzlich jagt es mit Gewittersausen
Durch den weiten öden Raum dahin.

Alles starrt beklommen rings im Kreise,
Niemand blickt dem Andern ins Gesicht;
Aus den Tiefen stöhnet sterbendleise
Eine Geisterstimme: „Ich bin nicht!“ . . .

Einem Mädchen nur aus hohem Norden
Ist die Lösung wunderbar geglückt:
Der Poet war Philosoph geworden
Und der Philosoph verrückt.

Meningitis tuberculosa.

Die Augen irren kreuz und quer,
Die Hände krabbeln hin und her,
Der dünne Atem zieht so schwer,
Nun schlägt auch bald das Herz nicht mehr.

Längst hat im Köpfchen tiefe Nacht
All' Gram und Schmerz zur Ruh' gebracht,
Die schlaffe Lippe singt und lacht
Wie Abendwind ob Grabesschacht.

Die Hand in meiner brennt so heiß,
So aderblau, so kreideweiß;
In ihrem Innern perlt der Schweiß
Gleich Morgentau auf Blütenreis.

Das Auge glänzt, der Atem pfeift,
Die Schwester nach dem Doktor schweift,
Der Vater mit der Mutter keift,
Die Mutter in die Wolken greift.

Drei Klageweiber treten ein,
Sie fangen gräßlich an zu schrein:
O Gott, o Gott, o Mägdelein,
Der Himmel muß barmherzig sein!

Gebrochen unter Ach und Weh,
Sie sinken auf das Kanapee;
Die Mutter kommt mit dem Kaffee,
Sie blicken schluchzend in die Höh'.

Ein leiser heller Klageton —
Die Weiber hören nichts davon,
Sie plappern über Mägdelohn —
Das junge Leben ist entfloh'n.

Vergänglichkeit.

Streck deine Beine, mein hübscher Genoß;
Deine schwarzen Strümpfe aus Fil d' Ecosse
Reichen dir weit bis über die Kniee,
Wenn ich sie dir nicht noch höher ziehe.

Sie sind das Verfänglichste wohl an dir,
Deine schwarzen Strümpfe; ich sterbe dafür.
Hell schimmert dein Fleisch durch die weiten Maschen,
Man möchte von außen schon daran naschen.

Dabei legst du deine Füße so friedlich
Übereinander, die blanken Lackschuhe appetitlich
Gestreckt — die Seligkeit, sie dir zu binden,
Kann im Himmel nicht ihresgleichen finden.

Dein schwarzer Lockenkopf, deine blassen Wangen,
Dein splinternackter Mund, deine bangen
Tiefschwarzen Augen sind eine Pracht,
Doch haben nicht sie mich verrückt gemacht.

Deine Unwiderstehlichkeit liegt in den Beinen.
Seh' ich dich kommen, so möcht' ich weinen.
Du hebst die Knie in einem Takt,
Der würgend mich an der Kehle packt.

Ich will dir zum ewigen Angedenken
Ein Paar Strumpfbänder in zartem Lila schenken
Mit goldenem Wappen, denn du bist in der That
Ein Mädchen und ein junger Aristokrat.

Ein Mädchen, das in seiner Anmut nicht leidet,
Wenn es sich zuweilen als Knabe verkleidet;
Aber deine Mutter sagt mir, du seist
Durchdrungen von ritterlichem Geist.

Noch bist du Cherub. Wenige Wochen,
Dann ist wohl die Knospe schon aufgebrochen;
Dann blickst du mit grimmigem Schauder auf mich,
Der dir so zärtlich die Locken strich.

Wie schade, daß alles Schöne vergeht,
Auch deine Hoheit. Die Pubertät
Macht dich den übrigen Flegeln ähnlich.
Der Duft ist hin und du wirst gewöhnlich.

Denkmal.

Wenn mir dereinst von dieser Seuche
Genesung wird im kühlen Grab,
Dann sei, daß Jung und Alt entfleuche,
Mein Denkmal eine Vogelscheuche:
Mein Hut auf meinem Bettelstab.

Der Hut war schwarz und breitgerändert,
Im Herbst von dunklem Grün umlaubt.
Wie hat der Winter ihn verändert!
Jetzt deckt er schmutzig, schlapp, entbändert
Mein müdes frühgebeugtes Haupt.

Den Stecken hielt ich friedlich nieder,
Bis ich der Unschuld heil'gen Schlaf
Gefährdet sah von gift'ger Hyder.
Ich schlug, daß ich die eignen Glieder
Mit grauenvollstem Fluche traf.

Zur Seuche, dran ich elend sieche,
Ward mir des Ungeheuers Gift:
Der gräßlichste der Erdenflüche.
Ich taumle hin, ich wanke, krieche,
Bis mich im Tod Erlösung trifft.

Aufschrei.

Was ich gethan, das läßt sich nicht bessern,
Es läßt das Gewissen sich nicht verwässern.
Ich stehe schuldlos vor meinem Verstand
Und fühle des Schicksals zermalmende Hand.

Der Mut versiegt, es wachsen die Schmerzen,
Und öd' und trostlos wird es im Herzen.
Ich bin verstoßen, ich bin verdammt,
Ringsher von Rachegluten umflammt.

Wenn jetzt mich Irrsinn lindernd umfinge,
Wenn ich verkappt in den Himmel ginge!
Verschlossen ward mir die Seligkeit,
Ich schliche mich ein im Schellenkleid.

Was ich begangen, läßt sich nicht sühnen.
Man schätzt den Klugen, man preist den Kühnen,
Allein das Herz, das Herz in der Brust
Ist sich unendlicher Schuld bewußt.

Das Goldstück.

Hier an dieser öden Stätte
Will ich rasten, bis es tagt;
Welker Rasen ist ein Bette,
Wie's mir eben recht behagt.
Neben mir die Wogen brausen,
Über mir die Wolken sausen,
Keiner milden Stimme Klang
Tönt den düst'ren Hag entlang.

Alles habt ihr mir genommen,
Was ihr mir gegeben habt;
Nackend bin ich hergekommen,
Nackend bin ich hingetrabt,
Ohne Stiefel, ohne Hosen —
Meines Lebens lichte Rosen,
Meiner Jugend munt'rer Sinn,
Alles, alles ist dahin.

Ob es schon ein Ziel mir setzte,
Zu erforschen vom Geschick,
Werf' ich in die Luft dies letzte
Blanke goldgeprägte Stück,

Daß es, auf des Kopfes Seite
Fallend, meinen Tod bedeute;
Wenn das Bild gen Himmel schaut,
Sei noch beſſ'rer Zeit vertraut.

Und es steigt, es fällt, es klingelt,
Sieh, zum Himmel starrt die Zahl!
Mein erbebend Herz umzingelt
Todesangst zum letztenmal. —
Eingedenk der Abschiedsflasche
Steck' ich's schweigend in die Tasche;
Ihre Dauer sei mein Maß,
Eins des andern Stundenglas.

Spät am Tage schlend'r ich weiter
In der Sonne fahlem Glanz.
Such' dir rüstigern Begleiter,
Wandrer du im Epheukranz!
Vieles möchtest du versäumen,
Ich darf rasten, ich darf träumen;
Was das Schicksal mir verspricht,
Jüngling, das enteilt mir nicht.

Krafft-Ebing.

Ein Waisenkind mit nassen, blassen Wangen,
Mit hohlen Augen und mit dünnen Armen
Huscht scheu hervor, inständig mein Erbarmen
Anflehend, stotternd, schlotternd, furchtbefangen.

Eisig sein Körper, glühend sein Verlangen,
Müht sich's frostbebend, menschlich zu erwarmen.
Vergebne Qual; erschlafft in meinen Armen,
Bewimmert es sein Hoffen und sein Bangen.

Beschämt schleicht sich's von hinnen, ächzend, siechend,
Nachts bettelnd und bei Tage sich verkriechend,
Heut in Verzweiflung, morgen in Verzücktheit;

Verfällt gemach schmerzstillender Verrücktheit,
Stutzt, lacht, jauchzt todesfroh, und, der Gewandung
Vom Gischt beraubt, zerschellt es in der Brandung.

Erdgeist.

Greife wacker nach der Sünde;
Aus der Sünde wächst Genuß.
Ach, du gleichest einem Kinde,
Dem man alles zeigen muß.

Meide nicht die ird'schen Schätze:
Wo sie liegen, nimm sie mit.
Hat die Welt doch nur Gesetze,
Daß man sie mit Füßen tritt.

Glücklich, wer geschickt und heiter
Über frische Gräber hopst.
Tanzend auf der Galgenleiter
Hat sich Keiner noch gemopst.

Begegnung.

Stets naht das Glück in lichter Sonnenpracht,
Gleichgültig, kalt vorüber mir zu wandern.
Mein junges Morgenrot verschlingt die Nacht,
Indes ein heller Freudenschimmer lacht
In den verklärten Augen eines Andern.

Ein Sonntagskind! — Mir war sie niemals hold,
Die blinde Dame mit den vollen Händen.
So manchen Opferdienst ich ihr gezollt,
Sie schwebt dahin, um Gold und Minnesold
An ihren Gunstbeglückten zu verschwenden.

O der verruchten Ungerechtigkeit!
Verzweifelnd reiß' ich ihr vom Haupt die Binde:
„Sieh, Göttin, sieh auch Diesen dir geweiht!" —
Sie starrt mich schaudernd an, sie bebt, sie schreit
Und flieht entsetzt zu ihrem Sonntagskinde.

Spiritus familiaris.

Eine schwarze Katze kauert vor meiner Thür,
Eine kleine, schwarze, kurzgeschorene Katze;
Ich komme nach Hause, und mit einem Satze,
Wie ich aufschließe, springt sie herein zu mir.

Was will die kleine, schwarze Katze bei mir?
Wär' es ein Hündchen, ich wüßte es zu verstehen;
Ein Frauenhündchen, ich weiß damit umzugehen.
Die Katze ist mir ein völlig fremdes Tier.

Es ist die Seele von meinem Spiritus
Familiaris. Er hat sich umgebrungen.
Die schwarze Katze kommt zu mir hereingesprungen,
Weil sie doch irgendwo übernachten muß.

Minona.

Laß sie mich küssen, die knospende Blume, den Kelch
meiner Trunkenheit!
Wenn meiner Lippen fiebernde Glut dir die Glieder
durchzittert hat,
Dann erst wirst du mir Weib, und ein mächtig
Erinnern
Schwellt meine Segel glückseligen Inseln entgegen.

Marasmus.

Nicht einmal ein Gedicht gelingt mir mehr,
Geschweige denn ein Mensch. Mein Hirn ist leer,
Und meine Eingeweide sind so trocken,
Daß meine Dünste keine Kuh mehr locken.

's ist leichter, einen Menschen machen als
Ein Klappenhorn; der Mensch braucht jedenfalls
Weit wen'ger Zeit, damit er richtig sitze;
Jedoch erheischt ein Klapphornvers mehr Grütze.

Ein Seitenblick, des Bettes Planke kracht,
Das Weib seufzt auf, dann ist ein Mensch gemacht.
Um ein Gedicht auch kindlich nur zu stammeln,
Muß man oft stundenlang mit Muse rammeln.

Was besser ist? — Die Antwort wird mir schwer.
Ich mache weder Kind noch Klapphorn mehr.
Vermodern laß ich meine ird'schen Güter,
Vom Kronjuwel bis auf den Ladenhüter.

Ein letztes Ende.

Darf ich dir Glauben schenken, gold'ner Strahl
Erneuter Hoffnung, lichte Himmelsspende?
Nahst du, ein Gnadenengel meiner Qual?
Bist du ein Trugbild, wie so manches Mal?
Verkündest lächelnd du ein letztes Ende?

Ein letztes Ende! — meine Wimper sinkt,
Und Dunst und Nebel seh' ich still zerrinnen.
Ein süß Geflüster mir zum Ohre dringt,
Des langen Winters letzte Spuren trinkt
Ein warmer milder Sonnenblick von hinnen.

Lenzfrohe Schauer wehn durch Wald und Feld,
Am Friedhofthor die ersten Veilchen sprießen,
Dort, wo ein schwarzbehangner Wagen hält
Mit einem Wand'rer, der mit Gott und Welt
Versöhnt die müden Augen durfte schließen.

Den Pastor hör' ich, fromm und wohlbeleibt,
Dem Hingeschied'nen Komplimente lallen:
Er lebte unbescholten, unbeweibt —
Der Totengräber, etwas angekneipt,
Läßt seine Schaufel in die Grube fallen.

Gottlob, ich bin schon tot, der Deckel kracht,
Ich habe mich nicht weiter drum zu kümmern.
Ich schlumm're sanft. Gut' Nacht denn, gute Nacht!
Die bösen Geister sind zu Ruh' gebracht,
So geh' nun die Behausung auch zu Trümmern.

Das tote Meer.

Mein Herz ist leer wie eine taube Nuß,
Als Kobold spuckt darin der Überdruß.
Wenn ich's bei Licht mir nah' vors Auge halte,
Bläckt er mich hämisch an aus enger Spalte.

An hundert Weiber hatt' ich wohl im Sold,
Mit denen ich mein Gut und Blut vertollt,
Die schönsten Nymphen im modernen Babel,
Und ich blieb leer, vom Scheitel bis zum Nabel.

Kein Funke mehr, kein Stern aus früherer Welt;
Kein Flämmchen, das den Busen sanft erhellt.
Nur Pharus ragt noch stets mit glüh'nden Kohlen
Hoch in die Nacht. Der Teufel soll ihn holen!

Theater.

Der Schmerzenstanz.

Ballet in drei Bildern.

Personen.

Der Prinz Conti.
Der Herzog von Richelieu, Marschall von Frankreich.
Professor Paolo Pandulfo Pantaleone von Padua.
Jaques, ein Bauernbursche von Boulogne.
Maria Leczinska, Königin von Frankreich.
Madame Adélaïde de France.

Die Herzogin von Chartres
Die Gräfin von St. Germain
Die Marquise du Châtelet
Die Marquise d'Urfé
Frau von Moncenigo
Frau von Vaudemont
Die schöne O'Morphi
} Hofdamen.

Javotte, Landmädchen von Boulogne.
Ein Bettelweib.

Ormuzd
Hur
Jehu
Plutid
Mohammed
Habakuk
Zaratustra
} dressierte Flöhe.

Bauern und Bäuerinnen von Boulogne. — Ein Kutscher. — Zwei schwarze Lakaien.

Ouverture mit einem hinter dem Vorhang gespielten Harfen-Intermezzo, das Springen von Flöhen markierend.

Erstes Bild.

Scenerie:

Die Versailleser Allee im Boulogner Wäldchen. — In der Mitte der Bühne eine mit grünem Laubwerk, frischen Blumen und bunten Bändern geschmückte Ehrenpforte.

Erste Scene.

Gesenkten Hauptes, die Hände aufs Herz gepreßt, Gram und Verzweiflung in den schönen dunklen Augen, sucht der arme Jaques in der Einsamkeit des stillen Wäldchens die Ruhe wiederzufinden, die ihm die schöne aber grausame Javotte geraubt. Er schlägt sich die geballte Faust vor die Stirn und aus seinen schmerzvoll zum Himmel gerichteten Blicken spricht der gräßliche Vorsatz, seinem jungen Leben ein Ende zu machen. Da überkommt es ihn wie plötzliche Erleuchtung. Dies letzte Mittel, ihre Gunst zu gewinnen, will er nicht unversucht lassen. Er lächelt wehmütig im nächsten Moment, gleichsam als setzte er selber wenig Hoffnung genug in seinen Plan. Und dennoch läßt ihn der sehnlichste Wunsch, sie sein eigen zu nennen, die Ausführung nicht länger aufschieben. Er beugt sich nieder und sammelt aus Anemonen, Mohnblumen und Zittergras einen riesigen Strauß, den er ihr in der kommenden Nacht vor das dichtverschlossene Fenster ihres Kämmerchens zu setzen gedenkt.

Da tritt die schöne aber grausame Javotte aus den dunklen Büschen, Schafgarben und Vogelfutter in ihrer Schürze, und den armen Jaques, der ihr, sich niederbeugend, den Rücken zukehrt, absichtlich nicht bemerkend. Er wendet sich um, er sieht sie und sinkt vor ihr in die Knie. Sie aber wirft ihm eine Hand voll Schafgarben ins Gesicht, deutet mit gewichtiger Miene die Straße entlang, die nach Versailles führt und entflieht auf einem Seitenweg ins Gehölz. Der unglückliche Verliebte rafft sich auf, tritt seine Blumen unter die Füße und stürzt mit verstörtem Antlitz der Entflohenen nach.

Zweite Scene.

In zierlicher, von zwei Ponys gezogener Equipage nähert sich die Königin von Frankreich Maria Leczinsca auf ihrem Wege von Versailles nach Paris. Ihr zur Seite sitzt ein etwa sechsjähriges Mädchen von blendender Schönheit. Es ist ihre Tochter, Madame Adélaïde de France. Die Königin, im Geschmack ihrer Zeit gekleidet, trägt einen mächtigen Reifrock, das Haar mit weißen Federn geschmückt. Ein von goldenen Tressen überladener Kutscher lenkt die Pferde. Zwei Negerknaben in reicher Livré stehen hinten auf. Die Equipage bewegt sich im Schritte nach vorn und hält unter der Ehrenpforte.

Aus den Büschen von rechts und links treten die jungen Bauern und Bauernmädchen von Boulogne als Schäfer und Schäferinnen verkleidet. Zwei der Mädchen knieen am [Wagenschlag nieder und überreichen der Königin einen Strauß] aus weißen Lilien, während die übrigen den Ponys Stirn und Rücken mit Blumen schmücken. Darauf vereinigen sie sich mit ihren Begleitern und führen nach dem Takt eines **Ländlers einen graziösen Reigen** auf, dessen anmutigen Bewegungen die Blicke der Königin und ihrer Tochter mit glückseligem Lächeln folgen.

Dritte Scene.

Plötzlich stoßen die Tänzerinnen einen gellenden Schrei des Entsetzens aus und entfliehen nach rechts in den Wald. Die Tänzer stehen einen Augenblick unentschlossen, darauf folgen sie ihren Freundinnen, um sie zurückzurufen. Derweil hinkt, auf Krücken gestützt, eine alte Bettlerin des Weges daher. Die Königin giebt dem Kutscher Befehl, weiter zu fahren, als sich die Alte der Equipage nähert und, ihre knöcherne Rechte vorstreckend, um eine Gabe bittet. Wie ihr die Königin ein Silberstück darreicht, ergreift sie deren Hand, um aus den zarten Linien als Zeichen ihrer Dankbarkeit die Zukunft zu lesen. Die Königin zieht die Hand entsetzt zurück und winkt dem Kutscher, nicht länger zu halten. Die Bett-

lerin aber berührt die beiden Ponys mit ihrer Krücke, worauf sie wie angewurzelt stehen. Darauf bittet sie aufs neue um die Erlaubnis, aus der Hand der Königin wahrsagen zu dürfen. Die Königin, aufs tiefste empört, befiehlt den Lakaien, abzusteigen und die Alte hinwegzuführen. Im nämlichen Augenblick aber wendet sich diese mit fürchterlichen Beschwörungsgebärden gegen die junge Prinzessin, sich erhebend und wieder zur Erde sinkend; das Mädchen wird unruhig, beginnt zu zittern, bis sie unversehens der Alten auf den Rücken springt, die sich, ihre Krücken zurücklassend, Hals über Kopf mit ihr in den Wald flüchtet. Die Lakaien stehen wie versteinert. Die Königin sinkt in Ohnmacht. Der Kutscher peitscht auf die Ponys ein, die scheu zurückweichen.

Zweites Bild.

Scenerie:

Empfangszimmer der Königin in Versailles.

Auf erhöhtem Throne zur Rechten die Königin Maria Leczinska im Kreis ihrer Hofdamen, der Marquise du Châtelet, der Herzogin von Chartres, der Marquise d'Urfé, der Gräfin von St. Germain, der Damen de Vaudemont und de Moncenigo und der schönen O'Morphi.

Zwei Jahre sind seit dem Raube der Prinzessin verflossen, ohne daß man eine Spur der Geraubten zu entdecken vermocht hätte, und die unglückliche Mutter, jeder Hoffnung bar, ist in tiefe Schwer-

mut verfallen. Umsonst bemühen sich ihre Damen, durch Konzerte, durch ländliche Feste, durch Schauspiele und Zerstreuungen jeder Art, ihr Gemüt etwas zu erheitern. Kaum ist die Musik verklungen oder hat sich der Vorhang gesenkt, so giebt sie sich von neuem ihren düsteren Gedanken anheim, und sobald sich der Schlummer auf ihre Lider senkt, sieht sie ihr Kind entstellt und verstümmelt, in Begleitung grausamer Menschen in den Straßen betteln gehn oder gar auf irgend einer Kirchweih Kunststücke machen und auf dem Seil tanzen. Dieser entsetzlichen Visionen wegen schläft die Königin nicht anders mehr, als in Gesellschaft einiger ihrer Hofdamen, die die Aufgabe haben, sie, wenn der Schlummer ihr Auge flieht, durch Erzählungen und erheiternde Gespräche zu beruhigen.

Erste Scene.

Der Herzog von Richelieu, Marschall von Frankreich, und der Fürst Conti treten von links ein, beugen ein Knie vor dem Thron und küssen der Königin die Hand. Der Herzog von Richelieu ist seit geraumer Zeit in die schöne O'Morphi verliebt, ohne daß es ihm noch gelungen, ihre Gunst zu gewinnen. Nicht besser ergeht es dem Fürsten Conti, dessen Verehrung der Herzogin von Chartres gehört. Beide Kavaliere nehmen den Augenblick wahr, um ihren Gefühlen Gehör zu verschaffen. Beide beschwören

ihre Damen, ihnen Ort und Stunde anzugeben, wo sie ihnen ihre Herzen erschließen können, ohne die bösen Zungen der Höflinge fürchten zu müssen. Umsonst, die Damen wenden sich traurig ab und weisen auf ihre Herrin, die, von neuem von ihrem Kummer heimgesucht, inmitten der Pracht und Herrlichkeit, in heißen Thränen zerfließt.

Der Herzog von Richelieu kennt, wenn es sich um die Gunst einer schönen Frau handelt, kein Hindernis. Er nähert sich dem Throne und erzählt in begeisterten Worten von dem originellsten Künstler, dem es je gelungen, die Aufmerksamkeit der verwöhnten Pariser zu fesseln. Und siehe, die Königin lächelt und brennt auch gleich vor Verlangen, über dem Anblick der außergewöhnlichen Leistungen, die man ihr schildert, ihren Gram für wenige Augenblicke vergessen zu können. Zum Glücke trifft es sich, daß der Wundermann eben in Versailles eingetroffen ist, um sich die Gnade zu erbitten, seine Kunst vor den Augen der allerhöchsten Beschützerin der Künste und Wissenschaften entfalten zu dürfen. Der Herzog öffnet die Thür zum Vorzimmer und läßt den Professor Paolo Pandulfo Pantaleone aus Padua eintreten.

Zweite Scene.

Mager wie ein Gerippe, in ungeheurer Allongeperücke, in die ausgesuchteste Eleganz gekleidet, dabei etwas beklommen beim plötzlichen Anblick all der

weiblichen Reize, die sein überangestrengtes Nervensystem irritieren, gelangt der Professor unter zahllosen Bücklingen bis zu den Stufen des Thrones, wo er der Herzogin von Chartres eine Hand voll Briefschaften übergiebt mit der stummen Bitte, sie ihrer Majestät der Königin präsentieren zu wollen. Es sind die eigenhändigen Atteste von beinahe allen gekrönten Häuptern Europas, die ihm das wahrhaft Großartige und Nochniedagewesene seiner Kunstleistungen gnädigst bezeugen. Nachdem die Königin von den Unterschriften Friedrichs des Großen, Katharina der Zweiten und der Signoria der Republik Venedig Kenntnis genommen, reicht sie die Papiere den Damen zur Einsicht, die ihrer Neugierde schon kaum mehr Herr zu werden vermögen, und erteilt, nachdem sie dem Herzog einen Blick voll innigen Dankes zugeworfen, mit strahlendem Antlitz, die schönen Augen von kindlicher Freude erhellt, dem Professor Befehl, das Schauspiel zu beginnen, dessen Erwartung schon so viel zärtliche Herzen rascher schlagen macht.

Dritte Scene.

Und während der Professor geht, um sein Personal zu holen, sind auch schon all die liebenden und geliebten Seelen der Lebensfreude zurückgegeben. Lachend und plappernd umringen die Damen den Herzog, um ihn ihres Dankes zu versichern. Die

schöne O'Morphi indessen zieht ihn beiseite und übergiebt ihm mit geheimnisvoller Miene, während in der anderen Ecke die Herzogin von Chartres dem liebenswürdigen Fürsten Conti das nämliche Zugeständnis macht, einen goldenen Schlüssel und flüstert ihm die Stunde zu, in der sie ihm allein angehören will. Darauf vereinigen sich die beiden Paare im Vordergrund und tanzen eine **reizende kleine Gavotte**, durch die sie sich den Beifall ihrer Majestät und die Bewunderung der übrigen Damen erringen.

Vierte Scene.

Die Gavotte ist eben zu Ende, als der Professor Pantaleone aus dem Vorzimmer mit seinem Zirkus eintritt. An breiten, rosaroten und himmelblauen Bändern führt er eine Karawane von acht Riesenflöhen[1]) herein. Die beiden hintersten ziehen ein Geschütz im Stil des achtzehnten Jahrhunderts mit schwerer Laffette und breiten eisenbeschlagenen Rädern an Protzkasten und Kanone.

Die Flöhe machen ihre Reverenz und der Professor entledigt sie ihrer Fesseln. Sie gruppieren sich im Kreis um den größten und hübschesten unter

---

[1]) Die Flöhe werden von sechs- bis siebenjährigen Kindern gespielt. Sie tragen broncefarbene Trikots, ebensolche Schnürstiefel mit Sporen, broncefarbene Schienenpanzer und Helme mit langem Rüssel und riesigen Fühlhörnern. Die Arme nackt.

ihnen und führen einen **bizarren kapriziösen Rundtanz** auf, unterbrochen von riesigen Sprüngen die Kreuz und Quer, während der in der Mitte, ein ergreifend wehmütiges Lächeln im Antlitz, von der Biegsamkeit seines zarten schlanken Körpers in den widernatürlichsten Stellungen, in den haarsträubendsten Verrenkungen Zeugnis ablegt. Um das Ensemble zu beendigen, umkreisen ihn die übrigen in raschestem Tempo, indem je einer über den anderen wegspringt.

Darauf erfolgt ein **Solo**, exekutiert von Nostradamus, demselben, der im Rundtanz die Mitte hielt. Das Solo trägt einen durchaus elegischen Charakter und schildert die Empfindungen eines armen gefangenen Flohes, der seit lange keine menschliche Nahrung mehr gefunden. Mohammed und Habakuk, die beiden kleinsten der Truppe, laden indessen das Geschütz, fahren es, nachdem das Solo unter rauschendem Beifall geendet, im Vordergrund auf und richten es gegen den Zuschauerraum. Es ist an Nostradamus, den Schuß abzufeuern. Er hat auch bereits die Lunte in Brand gesetzt und nimmt neben dem Geschütz Stellung. Da versagt ihm der Mut. Mehrmals nähert er den glimmenden Docht dem Zündloch, wagt aber nicht, das Pulver zu berühren. Das arme kleine Tier zittert an allen Gliedern vor Angst. Sein Gebieter redet ihm zu, es ist umsonst. Nostradamus wirft ihm hilfeflehende, angsterfüllte Blicke zu und wird mit jedem Moment fassungs-

loser. Dem Professor reißt die Geduld, er greift zur Reitpeitsche, als das Tier plötzlich mit gigantischem Satz vom Boden aufspringt und sich auf der obersten Thronstufe, dicht vor der Königin niederkauert. Die Königin, zu Tode erschrocken, reißt ihren Reifrock empor; im selben Moment umklammert das Insekt auch schon ihre Füße. Ein herzzerreißender Schrei; sie läßt ihren Reifrock sinken, bedeckt sich mit beiden Händen das Gesicht und wagt sich nicht mehr zu rühren.

Die Herzogin von Chartres, die Marquisen d'Urfé und du Châtelet eilen ihrer Herrin sofort zu Hilfe. Vorerst aber gilt es, den Professor beiseite zu drängen, der die Augen voll Thränen, mit ausgestreckten Armen das geheiligte Asyl umkreist und sich kaum davon abhalten läßt, selber die Verfolgung des Flüchtlings aufzunehmen. Nachdem sie ihn nach wiederholten vergeblichen Anstrengungen endlich doch so weit gebracht, daß er sich wenigstens in respektvoller Entfernung hält, lüften die Marquisen d'Urfé und du Châtelet mit aller Vorsicht und Ehrerbietung den Reifrock der Königin, aber der Floh ist nicht mehr zu finden. Die Königin dreht sich nach rechts und links, es ist nicht eine Spur zu entdecken, und noch hat man die Nachforschungen nicht eingestellt, als sich Zaratustra, einer der geübtesten Springer, encouragiert durch das Beispiel seines Genossen, mit einem ungeheuren Luftsprung zu den Füßen der Herzogin von Chartres niedersetzt. Die Herzogin

hebt vor Entsetzen ihr Kleid, im nämlichen Moment sitzt ihr das Tier auch schon an den Knöcheln. Der Professor, der ihm auf den Fersen folgt, fühlt sich durch die vor Aufregung zitternden Hände der Herzogin energisch zurückgestoßen. Und als die Gräfin von St. Germain und Madame de Moncenigo nach einer halben Sekunde Zwischenakt den Rock der Herzogin wieder lüften, ist das Insekt verschwunden. Derweil haben sich Mohammed und Habakuk die Marquisen d'Urfé und du Châtelet als Zufluchtsort gewählt, der Rest der Truppe macht es mit den übrigen Damen um kein Haar besser, bis der letzte Floh glücklich in Sicherheit gelangt ist. Der verzweifelte Professor hat sich von einem auf den anderen gestürzt, fortwährend mit beiden Händen unter den Röcken der Hofdamen, ohne auch nur ein Bein seines Personals erwischen zu können. Der Herzog von Richelieu und der Prinz Conti bersten vor Lachen. Die Folge ist, daß man sie, bevor man zu weiteren Nachforschungen schreitet, vor die Thüre weist. Was den Professor betrifft, der händeringend auf und niederrennt und sich die Stirne schlägt, so muß er die Herren wohl oder übel begleiten. Man giebt ihm indessen das Versprechen, ihm jedenfalls die ganze Truppe, wenn nicht lebendig, so doch wenigstens als Leichen auszuliefern.

Fünfte Scene.

Aber schon fühlt sich die Königin Maria Leczinska am ganzen Körper gestochen, gebissen, geschunden, so daß sie sich windet wie auf der Folter, die Arme hoch in der Luft, die bebenden Lippen geöffnet, die Augen blutgerötet, weit aufgerissen vor Schmerz. Und Schritt vor Schritt, auf gestreckten Zehenspitzen nach vorn kommend, sich nach rechts und links beugend und in den Schultern reckend, überläßt sie sich, im Proscenium angelangt, den erhaben-pathetischen Bewegungen eines **Schmerzenstanzes**, der ihre Qual den fürchterlichsten Qualen der Hölle zur Seite stellt.

Die übrigen Damen, in gleicher Weise zermartert, weniger heroisch als ihre Gebieterin, haben sich derweil Hals über Kopf die Kleider vom Leib gerissen, bis auf Korset und Beinkleider, ohne das geringste zu finden. Und während die Königin nun plötzlich mitten im Tanz abbricht, wie von Sinnen nach hinten stürzt, um sich gleichfalls zu entkleiden, avancieren die Übrigen in geschlossener Reihe und suchen Betäubung für ihre Leiden und ihre höllische Erregung in einem **frenetischen Cancan**, dessen Wildheit von Sekunde zu Sekunde wächst und der sich unter den gesteigerten Gelüsten und dem Übermut der kleinen Ungeheuer schließlich in rasenden Taumel auflöst.

Das dämonische Treiben hat seinen Höhepunkt erreicht, als sich Maria Leczinska, kaum mehr bekleidet,

wie ein Wirbelwind, mit blinder Verzweiflung mitten in den Tumult der Besessenen stürzt.

Drittes Bild.

Scenerie:

Das Schlafgemach der Königin in Versailles.

Vier kleine Betten zur Rechten, vier zur Linken. Im Hintergrund zwei hohe schmale Fenster, von der Diele zum Plafond reichend, mit dem Ausblick auf den Garten. Zwischen den Fenstern eine ungeheure Pendüle im Stil Louis XV., die sich bis zum Plafond erhebt. Unter dem Zifferblatt sieht man hinter kleinen viereckigen Glasscheiben den Pendel sich langsam, majestätisch hin und her bewegen. Zur Seite des Pendels hängt eine Schnur, dick wie ein Schiffstau mit einem Knoten am Ende, die dazu dient, das Schlagwerk repetieren zu lassen. Im Vordergrund zwei Thüren, eine zur Rechten, eine zur Linken.

Im vordersten Bettchen links schlummert die Herzogin von Chartres, in dem rechts die schöne O'Morphi. Zur Seite der schönen O'Morphi in einem etwas erhöhten Bett, über dem sich ein Baldachin erhebt, ruht die Königin Maria Leczinska. Die Gräfin von St. Germain, die Marquisen d'Urfé und du Châtelet, die Damen de Vaudemont und de Moncenigo in den übrigen Bettchen.

Erste Scene.

Wie der Vorhang aufgeht, sieht man die Hofdamen sich in ruhelosem Schlummer auf ihren Lagern hin und herwerfen. Sie ächzen und stöhnen, halten die Hände über dem Kopf gefaltet, strampeln sich auf und kratzen sich die Beine. Maria Leczinska

hingegen liegt regungslos und atmet ruhig. Ein seliges Lächeln umspielt ihre Lippen, als zöge eben ein beglückender Traum über ihre Seele hin.

Zweite Scene.

Links vorn öffnet sich leise die Thüre und der Prinz Conti schleicht auf den Fußspitzen bis in die Mitte der Bühne. Er mustert die Betten im Umkreis und nachdem er das der Herzogin von Chartres entdeckt, nähert er sich vorsichtig, sinkt vor dem Bett in die Knie und faltet inbrünstig die Hände, während seine Lippen diejenigen der schönen Schläferin suchen. Wiewohl etwas befremdet, da man ihm mürrisch den Rücken zukehrt, läßt er sich in seinen zärtlichen Bemühungen darum doch nicht beirren. Er erreicht nichts, als den verhaltenen Groll zum Ausbruch zu verhelfen. Die Herzogin, sich aus Leibeskräften kratzend, schlägt mit Händen und Füßen um sich, so daß sich der unglückliche Seladon unversehens von rechts und von links geohrfeigt fühlt. Auf weitere Liebkosungen verzichtend, in tiefster Seele verzweifelnd, kaum seine Thränen zurückhaltend, tritt er mit einem Fluch auf die Falschheit der Frauen den Rückzug an und verläßt zähneknirschend das Gemach.

Kaum ist er draußen, als die Herzogin, ohne indessen die Augen zu öffnen, unter die Bettdecke

greift, einen mächtigen Floh[1]) hervorzieht und ihn vor dem Bett auf den Teppich niedersetzt. Sie will ihn zerdrücken, aber das Tier entwischt, sieht sich im Zimmer um und verbirgt sich, da es sich allein findet, im Hintergrund zwischen den zugezogenen Fenstervorhängen. Die Herzogin, immer im Halbschlummer, drückt noch geraume Zeit die Daumen gegeneinander.

Dritte Scene.

Hierauf rasselt es rechts vorn im Thürschloß; die Thür wird vorsichtig geöffnet, und der Herzog von Richelieu geht mit raschen Schritten direkt auf das Bettchen der schönen O'Morphi zu. Ehe er es aber noch erreicht, springt ihm vom Bettrande aus ein großer Floh an den Hals. Der Herzog schreckt zurück, stößt einen gellenden Schrei aus und sucht so rasch wie möglich das Weite.

Nachdem der Floh sein Wild bis zur Thüre verfolgt hat, kommt er etwas enttäuscht zurück und sieht sich im Zimmer um. Beim Anblick der verschiedenen Bettchen macht er langsam die Runde von einem zum anderen, lüftet bei jedem die Decke und mustert mit Kennermiene die schlummernden Mädchen. Indessen wagt er doch keinen neuen Eroberungszug mehr. Er geht, sich in der Fensternische zu

---

[1]) Der Floh hielt sich im Innern des Bettes unter der Matratze verborgen, so daß er sich unter der Decke in keiner Weise bemerkbar machte.

verbergen und ist nicht wenig überrascht, hinter dem Vorhang einen teuern Gefährten zu finden. Man schüttelt sich hocherfreut die Hände, kommt nach vorn und Jeder macht den Anderen auf die Reize und Vorzüge seines unglücklichen Opfers aufmerksam. Darauf erzählte man sich gegenseitig mit begeisterten Geberden die Erlebnisse der Nacht, wie glücklich man gewesen, wie man geschwelgt und sich berauscht hat ꝛc.

Vierte Scene.

Indessen beginnt es sich auch in den übrigen Betten, ausgenommen in demjenigen der Königin, sachte zu regen und unter dem Rand jeder Bettdecke kriecht ein Floh hervor. Die ganze Truppe versammelt sich im Vordergrunde und führt nach kurzem lebhaften Gestikulieren und allseitigem Beglückwünschen einen **wüsten Siegestanz** auf, ähnlich demjenigen der Kannibalen, wenn sie einige Kriegsgefangene zum Frühstück verzehrt haben.

Fünfte Scene.

Plötzlich schlägt die große Pendüle sieben Uhr. Die Damen strecken sich in ihren Bettchen, reiben sich die Augen, gähnen und richten sich müde empor. Im Nu sind die Flöhe hinter die Fenstervorhänge verschwunden. Die schöne O'Morphi erhebt sich in ihrem langen, schimmernden Nachtgewande, kniet im

Vordergrund nieder, faltet die Hände und verrichtet das Morgengebet, während die übrigen Hofdamen, gleichfalls im Hemde, aufrecht auf ihren Bettchen knieend, daran teilnehmen und die Andacht lediglich unterbrechen, um sich hin und wieder noch einmal gehörig zu kratzen. Darauf erheben sich Alle und die Marquisen d'Urfé und du Châtelet wollen die Vorhänge zurückziehen, um das Tageslicht einzulassen. Welche Entdeckung! Die aufgescheuchten kleinen Ungeheuer verlassen sofort ihr Versteck und nun beginnt eine tolle Jagd kreuz und quer durch das Gemach, in Riesensätzen über die Betten weg, auch über dasjenige der Königin, die sich indessen in ihrem seligen Morgenschlummer durchaus nicht stören läßt; und so oft die Damen in ihren langen, wallenden, weißen Hemdchen eines ihrer Peiniger habhaft geworden, öffnen sie die Glasthür unter dem Zifferblatt der Pendüle und sperren ihn in das Innere der Uhr. Die Tiere amüsieren sich in ihrer Gefangenschaft sofort ihrem Geschmack entsprechend. Der Eine klettert auf den Minutenzeiger, der Andere macht es sich auf der Linse des Pendels bequem und setzt sie so heftig in Schwingung, daß sich der Zeiger mit samt seinem Reiter wie rasend ums Zifferblatt dreht. Ein Dritter hängt sich an die neben dem Pendel befindliche Kordel, worauf die Uhr nicht mehr zu schlagen aufhört. Nachdem der letzte der Missethäter eingefangen, klatschen die Damen vor dem Gefängnis vor Vergnügen in die Hände

und geben ihren Gefühlen in einem graziösen **Freudentanz** Ausdruck, der den Saum ihrer langen Hemdchen im Winde flattern läßt.

Sechste Scene.

Es klopft. Die Damen schlüpfen in ihre Pantoffeln, werfen ihre hellen, großblumigen Schlafröcke über und die schöne O'Morphi geht, um zu sehen, wer draußen ist. Es ist der Professor Paolo Pandulfo Pantaleone aus Padua. Man läßt ihn eintreten und führt ihn mit triumphierender Miene vor den Käfig, in dem sein Künstlerpersonal gefangen sitzt. Der alte Sünder hüpft vor Freude, wie er sie alle noch gesund und munter findet. Er zieht Einen um den Anderen heraus und legt sie an die breiten roten und blauen Bänder, deren Schleifen er am Arm befestigt trägt. Aber, gerechter Gott, der beste fehlt; sein Solotänzer, sein Artillerist, seine Perle, die unter allen Flöhen des Erdballs nicht ihresgleichen hat. Die Hofdamen sehen sich mit Befremdung an. Sollte sich das Wundertier am Ende noch bei ihrer Herrin verborgen halten? Unmöglich! Sie, die schon seit so langer Zeit keinen ruhigen Schlaf mehr gefunden, gerade diese Nacht schlummerte sie still und glücklich wie ein Kind. Und siehe, sie ist noch nicht erwacht, trotz der vorgerückten Stunde, trotz der tumultuarischen Jagd, die sich über ihr Lager hinweg abgespielt.

Immer noch umschwebt ein glückseliges Lächeln ihren süßen Mund, ohne daß sie in ihrem Traum etwas von den forschenden Blicken ahnt, die auf sie gerichtet sind. Indessen geberdet sich der Professor immer verzweifelter, so daß die Herzogin von Chartres schließlich in ihrer Eigenschaft als Vertraute der Königin sich dazu entschließt, die Bettdecke zurückzuschlagen. Welch ein Anblick! Zwischen den Beinen ihrer Majestät, in das weiche Nachthemd gebettet, schlummert der Riesenfloh so harmlos und friedlich, als wäre es ihm im Leben nicht eingefallen, einen Tropfen Menschenblut zu trinken. Der Professor, der sich ohne weiteres über ihn herstürzen will, wird von der Herzogin, die für das Leben ihrer Gebieterin fürchtet, mit aller Gewalt zurückgehalten. Indessen schlägt die Königin die Augen auf und fragt verwundert, was vorgeht.

Die Damen setzen ihr den Fall auseinander, während der Professor sich vor Vergnügen die Hände reibt. Die Königin aber richtet sich, zu Tode erschrocken, auf den Knieen in ihrem Bette auf und schließt das kleine Ungeheuer in ihre Arme. Sie verweigert aufs entschiedenste die Herausgabe. Der Professor besteht auf seinem Recht und hält auch den Flüchtling bereits an den Beinen. Da rettet sich Maria Leczinska mit ihm nach vorn, preßt ihn inbrünstig an ihr Herz und schützt ihn mit ihrem reizenden Körper. Darauf erhebt sich ein heftiger Disput, währenddessen die Königin schließlich, zu

Thränen gerührt, nicht mehr fähig, ihren Gefühlen zu widerstehen, das häßliche kleine Tier auf Stirn, Wangen und Mund küßt. Im nämlichen Moment sind Helm und Panzer verschwunden und Maria Leczinska hält ein achtjähriges, in einen duftigen Rosaschleier gekleidetes Mädchen in ihren Armen, in dessen Antlitz sie auf den ersten Blick die geliebten Züge ihres Kindes erkennt. Namenlose Wonne ergreift ihr Herz. Kind und Mutter halten sich selig umschlungen. Überdies findet sich ein goldenes Medaillon am Hals der Prinzessin, das die Identität über jeden Zweifel erhebt.

Der Professor, der über die Metamorphose in tiefe Melancholie versunken, findet reichlichen Ersatz in der Belohnung, die dem Überbringer des geraubten Kindes ausgesetzt war, und die man ihm augenblicklich auszahlt. Die Königin, strahlend vor Glück, tanzt mit ihrer Tochter ein entzückendes **Pas de deux,** wobei die Prinzessin Gelegenheit findet, zu zeigen, was sie während ihrer Verzauberung gelernt hat, und daß sie trotzdem weder ihre menschliche Anmut noch die Vornehmheit einer Fürstentochter verloren. Die Hofdamen, nicht minder glücklich, wiewohl mit ihren Morgenröcken bekleidet, umgeben die hohen Tänzerinnen in **malerischer Runde**.

Der Mückenprinz.

Parterre-Excentriques.

Und dann kam der Winter mit sehr viel Schnee und bodenlosen Wegen, und eines Abends beim Nachtessen sagte mir Pamela, ich müsse heute mit ihr gehen.

Mir schlug das Herz. Wir hüllten uns in unsere Mäntel und verließen das Haus. Da es stockfinster war, nahm mich Pamela bei der Hand und zog mich hinter sich her. Sie wußte bei jedem Schritt, wo den Fuß hinsetzen, und half mir über die Pfützen hinüber. Trotzdem war ich bis an die Knie von Schmutz bedeckt, als wir im ‚Weißen Haus' anlangten. Das Vestibül war hell erleuchtet. Wir stiegen rechts die Treppe hinunter und gelangten in die Garderobe. Dort zog ich mir Schuhe und Strümpfe aus, und ein altes Weib reinigte mir die Füße. Rings umher saßen Mädchen, die Pamela begrüßten und beglückwünschten. Mir warfen sie Seitenblicke zu und sprachen über meine Beine.

Pamela hatte mir gesagt, ich müsse als Bäuerin tanzen. Sie führte mich zu den Mädchen, die die

nämliche Rolle hatten, und überließ mich meinem Schicksal. Wir waren unserer fünf Bäuerinnen, darunter eine Solistin, die als solche auf dem Programm aufgeführt war. Nachdem wir uns entkleidet, nahmen wir aus einem Schrank an der Wand unsere Kostüme, die sehr einfach waren, ein Röckchen, blau oder rot, das von der Taille bis auf die Knie reichte; dazu schwere Holzschuhe, mit denen wir auf dem Boden klapperten. Das Haar flochten wir uns gegenseitig in Zöpfe.

Das Stück, welches an jenem Abend aufgeführt wurde, hieß „Der Mückenprinz". Es war von Ademar, den ich zehn Jahr später, mit zweiundzwanzig Jahren, persönlich kennen lernte, und dem ich, was meinen Beruf betrifft, viel Anregung und Hilfe zu danken habe.

Die Personen waren folgende:

Hächi-Bümbüm, ein alter Zauberer.
Ada, seine Tochter.
Prinz Leonor.
Tremor, dessen Leibarzt.
Kammerherr von Heidebod.
Vinnyfred, eine Hofdame.
Lina, eine Bäuerin.
Tutos, eine männliche Mücke.
Aretusa, eine weibliche Mücke.

Kammerherren, Hofdamen, Bäuerinnen und Mücken.

Allmählich füllte sich die ganze Garderobe mit

Mädchen, die sich kostümierten; Simba stand mitten zwischen uns und beaufsichtigte alles, was vorging. Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie spielte den alten Zauberer. Sie steckte in einem langen, faltigen, weiß und gelben Gewand, über und über mit Hieroglyphen bedeckt. Auf dem Kopfe trug sie einen spitzen, hohen, weißen Hut; ihre Augenbrauen waren weiß geschminkt und vom Kinne herab wallte ihr ein langer, weißer Bart. Sie rauchte eine dunkle Habanna und hielt in der Rechten einen Zauberstab.

Nachdem wir Bäuerinnen alle in unseren Röckchen und Holzschuhen steckten, versammelten wir uns am äußersten Ende der Garderobe um ein altes verschmitztes Weib, das einer nach der anderen von uns knallrote Backen schminkte. Während wir noch bei ihr standen, kamen die Hofdamen, unter ihnen Haidi, die schon seit dem Herbst mittanzte. Die Hofdamen trugen weiße Atlasschuhe und weiße Mousselin-Röckchen, von der Taille bis auf die Füße, mit zwei breiten Trägern aus Mousselin über die Schultern weg, im Haar einen weißen Federbusch. Die Mücken und die Kammerherren waren schon fix und fertig. Zwischen dem Gewühl von Tänzerinnen stolzierten mit erhobenem Kopf die Solisten einher, darunter Franziska, das größte der Mädchen, die den Prinzen Leonor spielte, ganz in rotem Trikot, mit einem weiten weißen Mantel und einem blauen Barett auf den Locken; dann seine zukünftige Gemahlin, die Tochter des alten Zauberers, ein Mädchen namens

Rosalva, in langem, weißseidenem Gewand mit Goldstickerei. Während wir uns schminken ließen, ertönte ununterbrochen ein dumpfes Rollen aus der Richtung vom Theater her. Eines der Mädchen erklärte mir, das sei die unterirdische elektrische Bahn, mit der das Publikum abends aus der Stadt her ins Theater fahre. Wir befanden uns gleichfalls unter der Erde. Die Garderobe reichte mit dem einen Ende unter das ‚Weiße Haus‘ und mit dem anderen bis dicht an das Theater. Dann kam ein kurzer enger Gang, der zur Bühne führte.

Nachdem alle kostümiert und geschminkt waren, hielt Simba Revue. Wir standen in einer Reihe, die die ganze Länge der Garderobe einnahm, zu oberst die neun Solisten, dann die Kammerherren, die Hofdamen, die Mücken, und ich zu unterst als letzte Bäuerin. Simba ging vor und hinter uns durch. Darauf bewegte sich der Zug durch den engen, dunklen Gang ins Theater.

Noch heute erinnere ich mich, wie beängstigend plötzlich das fürchterliche Getrampel über uns und das Getöse der vielen hundert Stimmen auf mich einwirkte, das zu uns heruntertönte. Wir befanden uns in dem dunklen Korridor, der unten rings um die Bühne herumführt. Die einzelnen Gruppen standen beieinander. Niemand sprach ein Wort. Pamela hatte mir gesagt, ich solle nur acht geben, was die übrigen Bäuerinnen thun und alles genau nachmachen. Sehen konnte man von unserem Platz aus noch

nichts als die weißen Stufen, die ringsum zur Bühne hinanführten.

Auf einmal wurde das Getöse von einer ohrzerreißenden Musik übertönt. Es dauerte aber trotzdem fort und wurde, als die Musik aufhörte, nur noch lauter. Dann erklang eine Glocke, alles ward grabesstill, die Musik setzte von neuem ein, und von allen Seiten stiegen wir die Stufen hinan und lagerten uns um die Rampe.

Dann kam zuerst der Mückentanz, von dem ich wenig sah an jenem ersten Abend, da ich anfangs die Augen nicht öffnen konnte. Wir waren, wie wir so dalagen, von allen Seiten aufs grellste beleuchtet, von oben durch den großen Reflektor, der von der Mitte des Daches herunterhing, von unten durch den dichten Kranz von Lampen an der untersten Sitzreihe. Die Musik erdröhnte von der obersten Galerie herunter. Die Sitzreihen, die auf allen Seiten amphitheatralisch anstiegen, waren bis hinauf nach vorne hin vergittert und im Innern dunkel, so daß wir nicht einmal unterscheiden konnten, ob sie besetzt waren oder nicht. Nie hat eine von uns Mädchen auch nur eine einzige Physiognomie aus dem Publikum erkennen können. Um so deutlicher vernahmen wir bei den entsprechenden Stellen das Beifallsgeheul bis unters Dach hinauf, in den Zwischenakten das Schwadronieren und Schreien und hin und wieder Gläsergeklirr.

Die Mücken waren von der Bühne verschwunden

bis auf zwei, die sich zu haschen suchten und vor einander flohen. Es waren Tutos und Aretusa. Mit den eingestützten Ellbogen bewegten sie ihre schmalen langen Flügel aus durchsichtigem Papier. Ebenso durchsichtig wie die Flügel war ihr Kostüm aus schwarzem Tüll, aus dem unten nur die nackten Füße hervorsahen. Es war eine Art Sack, um die Knöchel zusammengezogen, so daß sie nur ganz kleine Schritte nehmen konnten. Um Kopf und Stirn trugen sie einen goldenen Ring mit langem, biegsamem, blutrotem Stachel. Die ganze Bühne war mit grünem Pelüche bedeckt, aus dem ein magerer Apfelbaum emporwuchs. Um diesen Baum herum tanzten die beiden Mücken, bis sie sich schließlich gefangen hatten und sich, aufrecht stehend, mit niedergehaltenen Flügeln, innig umschlangen. Das Haus erdröhnte von Händeklatschen und Bravogebrüll.

Im selben Moment erhoben wir Bäuerinnen uns von den Treppenstufen und stapften mit unseren Holzschuhen über die blitzende Rampe auf den Pelücheteppich, während von der anderen Seite Prinz Leonor mit einem Schmetterlingsnetz in der Hand die Bühne betrat. Erst jagte er die beiden Mücken auseinander, dann begrüßte er uns, schüttelte uns die Hände und küßte Eine nach der Anderen ab. Die Mücken hatten sich inzwischen wiedergefunden; der Prinz scheuchte sie von neuem auf und machte Jagd auf sie. Wir Bäuerinnen halfen ihm. Zuerst fing er Tutos, das Mückenmännchen, hielt es an

den Flügeln fest und schickte zwei von uns aus, um einen Käfig zu holen. Die beiden trugen einen großen, hölzeren Käfig mit goldenen Stäben aus dem Korridor herauf, und Prinz Leonor sperrte die Mücke hinein. Dann fing er Aretusa und schickte eine von uns, eine Stecknadel zu holen. Die Betreffende kam mit einer Stecknadel von Armslänge zurück. Der Prinz steckte dem Mädchen, das die Aretusa spielte, die Stecknadel von vorn, durch den Mousselin, unter dem Leib durch und spießte sie so vor den Augen ihres eingekerkerten Geliebten an den Apfelbaum. Aretusa schlug eine Weile mit den Flügeln, zappelte mit den Beinen, dann verdrehte sie die Augen und starb. Nun schlang Prinz Leonor Lina, der Solistin unter uns Bäuerinnen, den Arm um den Leib und zog sie gewaltsam vor den Käfig unter den Apfelbaum. Dort legte er sich mit ihr ins Gras und breitete seinen weißen Mantel über sich und das Mädchen aus. Wir übrigen reichten uns die Hände zu einem Reigen und tanzten um das glückliche Paar herum. Das Mückenmännchen kehrte sich im Käfig um. Wieder erbebte das Haus unter dem Trampeln, Klatschen und Bravorufen der Zuschauer.

Jetzt kam Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit seiner Tochter Ada des Weges daher. Der Prinz schickte uns Bäuerinnen samt seiner Geliebten fort, schüttelte dem Zauberer die Hand, sank vor seiner Tochter in die Knie und erklärte ihr seine

Liebe, indem er ihr als Brautgeschenk die in den Käfig eingekerkerte Mücke bot. Ada beschwor ihren Vater um seine Zustimmung, sank ebenfalls in die Knie und der Zauberer erteilte dem Paare seinen Segen. Damit war der erste Akt zu Ende.

Wir Bäuerinnen hatten während dieser letzten Scene wieder außerhalb der Rampe auf den obersten Stufen der rings zur Bühne hinaufführenden Treppe gelegen. Das Publikum im ersten Rang hatte uns da direkt vor sich. Zwei tiefe rauhe Stimmen, die ersten Männerstimmen, die ich in meinem Leben gehört, und die mir heute, nach einundfünfzig Jahren, noch im Ohr klingen, kritisierten meine Waden. Auf einmal durchfuhr mich ein tötlicher Schreck. Einer meiner Holzschuhe war mir vom Fuß gefallen und über die Stufen hinuntergepoltert. Ich wagte mich bis zum Schluß des Aktes nicht zu rühren. Als die Musik verstummte, zog sich das ganze Personal wieder in den Korridor unter den Zuschauerraum zurück.

Erst drei Jahre später, als ich mit meinem damaligen Freund und Beschützer Fabian zum erstenmal als Zuschauerin im Theater war, sollte ich erfahren, was es eigentlich für eine Bewandtnis mit diesen allabendlichen Vorstellungen hatte; daß nämlich aus dem Ertrag derselben die Betriebskosten für den ganzen Park bestritten wurden. Wir saßen damals im nämlichen Rang, in dem sich jetzt die beiden Herren über meine Waden unterhielten. Der Platz

kostete 30 Kronen. Wie gerne wäre ich mit Fabian öfter hingegangen, aber das erlaubten uns unsere Verhältnisse nicht. Ich mußte mich gedulden, bis ich mir eine feste Stellung in der Welt errungen.

Die kreisrunde Scheibe, welche die Bühne bildete, wurde während des Zwischenaktes hinuntergelassen und für den folgenden Akt hergerichtet. Als die Glocke ertönte, die Musik erscholl und wir uns wieder rings um die Rampe lagerten, stand mitten auf der Bühne ein goldenes Bett, davor eine lange gedeckte Tafel und dahinter ein Tisch mit dem Käfig darauf, in welchem Tutos, das Mückenmännchen, gefangen saß. Den Boden bedeckte ein türkischer Teppich.

Darauf betrat der Hochzeitszug die Bühne, voran Prinz Leonor mit der schönen Ada; hinter ihnen der Zauberer Hächi-Bümbüm. Dann kam der Kammerherr von Heidebod mit der Hofdame Vinnyfred am Arm. Den Schluß bildeten die übrigen Kammerherren, deren jeder eine Hofdame führte. Die Mädchen, die die Kammerherren spielten, trugen rosa Socken und schwarze Schnallenschuhe; außerdem einen schwarzen Frack, der in der Taille zugeknöpft war und eine weiße Weste mit Hemdeinsatz, Stehkragen und weißer Kravatte sehen ließ. Die Hofdamen erschienen vorn und hinten bis auf die Taille ausgeschnitten, was nicht hinderte, daß durch den weißen Mousselin der ganze Körper sichtbar wurde. Weiße Glacéhandschuhe fehlten keinem der Hochzeitsgäste.

Die Gesellschaft setzte sich zu Tisch. Der alte Zauberer wies sämtliche Speisen zurück und rauchte statt dessen eine Habanna. Nach beendigter Tafel erhoben sich die Kammerherren und Hofdamen und tanzten einen Reigen. Darauf verabschiedete sich der alte Zauberer ebenso wie die übrigen Gäste, und es blieb nur das Hochzeitspaar mit zwei Hofdamen, die zuerst die Braut entkleideten und zu Bett geleiteten und dann ebenso mit dem Prinzen verfuhren. Der Prinz sowohl wie seine junge Gemahlin trugen weiße Spitzenhemden, die ihre Blößen deckten.

Die Hofdamen hatten sich zurückgezogen, die Musik flötete eine süße Melodie und das Publikum brach ein über das andere Mal in Bravogeheul aus. Das Hochzeitspaar lag unter einer rotseidenen Decke. Nachdem sich das Publikum beruhigt, sprang der Prinz auf, zog die schöne Ada an den Haaren zum Bett heraus, schleppte sie vor den goldenen Käfig, ließ die Mücke heraus und sperrte seine Gemahlin hinein. Darauf verließ er die Bühne, kam mit einer der Hofdamen zurück, zog ihr die weißen Atlasschuhe ab und ging, ohne sie erst noch weiter zu entkleiden, mit ihr zu Bett. Die junge Gemahlin, die im Hemd im Käfig saß, schlug wie wahnsinnig gegen das Gitter. Der Prinz zog die rotseidene Decke über sich und die Hofdame, und das Publikum jauchzte vor Wonne.

Derweil war aber die Mücke mit ihren langen

Flügeln herangeschwirrt und hüpfte aufs Bett. Prinz Leonor verscheuchte sie mit dem Taschentuch. Nun summte sie auf der Bühne umher und wartete, bis die Beiden eingeschlafen waren. Dann schwebte sie leise zum Bett, kniete über der Hofdame nieder und bohrte ihren Stachel durch die seidene Bettdecke. Die Hofdame fuhr mit einem Schrei empor und die Mücke entfloh. Der Prinz, der darüber erwacht war, wollte seiner Liebe noch einen Kuß geben, stieß aber auf Widerstand. Er zog sie zum Bett heraus und da zeigte es sich, daß sie einen geschwollenen Bauch hatte. Das Mädchen hatte sich, um die Geschwulst darzustellen, während sie noch unter der Decke war, ein Kissen unter das Kleidchen hinaufgestopft. Der Prinz jagte sie fort, warf ihr ihre weißen Atlaspantoffeln nach und ging, um sich eine Andere zu holen.

Er kam mit Lina, der Bäuerin mit langen Zöpfen, blauem Röckchen und Holzschuhen zurück. Lina mußte ihr Röckchen abstreifen, der Prinz hob sie aus ihren Holzschuhen, legte sie ins Bett, streckte sich neben sie, und zog die seidene Decke herauf. Erneutes Wonnegebrüll in allen Rängen. Die fürstliche Gemahlin schlug wieder gegen die Gitterstäbe, die Musik säuselte in den höchsten Tönen und der Prinz und die Bäuerin schliefen innig aneinandergeschmiegt ein.

Nun kam aber die Mücke wieder aufs Bett geschwirrt, kauerte über dem Prinzen nieder und stach ihn durch die seidene Decke in den Bauch. Der

Prinz erwachte, fuhr empor, sprang aus dem Bett und fand seinen Bauch unter dem Spitzenhemd ebenso dick geschwollen, wie vorher den der Hofdame. Seine Gemahlin im Käfig klatschte vor Freude in die Hände. Der Prinz ballte die Fäuste, holte sein Schmetterlingsnetz, fing die Mücke und sperrte sie zu seiner Gemahlin in den Käfig ein.

Nach Schluß des zweiten Aktes zogen wir uns wieder in den dunklen Korridor zurück. Wir Bäuerinnen hatten während des ganzen zweiten Aktes nichts zu thun gehabt, als auf den Stufen zu liegen und unsere nackten Oberkörper und Waden sehen zu lassen. Franziska, das Mädchen, das den Prinzen spielte, war mir derweil zu einem rätselhaften Wunderding geworden. Franziska hatte ebensowenig eine Ahnung von dem, was sie spielte, wie ich. Alles, was wir wußten, war, daß das Zubettgehen zu Zweien verboten war. Das erklärte uns das Hallo im Publikum. Franziska gab ihre Rolle aber mit solcher Wärme und Überlegenheit, daß mich die Aufregung nicht mehr die Augen aufschlagen ließ. Jetzt kam sie aus der Garderobe. Ich fürchtete mich, sie anzusehen. Sie hatte sich wieder kostümiert, ihren geschwollenen Bauch aber unter dem roten Tricot beibehalten. Sie besah sich von allen Seiten im Spiegel, dann ging sie mit ihren graziösen Schritten zwischen uns durch und suchte die Hofdame Winnyfred, die ihren dicken Bauch gleichfalls noch für den letzten Akt nötig hatte.

Die Musik erdröhnte und wir stiegen wieder die Stufen hinan. Die Scenerie war unverändert. Ada, die Zaubererstochter, saß noch mit der Mücke im Käfig. Prinz Leonor schickte den Kammerherrn Heidebod nach seinem Leibarzt aus. Der Leibarzt war eigentlich nur eine Maske, ein kreidebleicher Kopf mit schwarzem Bart, auf einer Querleiste, über die ein langer Talar hing. Unter diesem Talar steckte die kleinste von uns Mädchen und streckte ihre dünnen Ärmchen zu den weiten, schwarzen Ärmeln heraus. Der Prinz machte den Leibarzt auf seinen und der Hofdame Winnyfred dicken Bauch aufmerksam und verlangte Hilfe von ihm. Der Leibarzt schüttelte seinen bleichen Kopf und zuckte die Achseln. Darauf holte der Prinz seine Gemahlin aus dem Käfig, nahm ihr das Hemd auf und zeigte dem Leibarzt, daß sie keinen dicken Bauch habe, wiewohl sie die ganze Nacht mit der Mücke zusammengesessen. Der Leibarzt entschloß sich schließlich, eine Operation vorzunehmen. Er holte einen Hahnen, schlug ihn dem Prinzen in den Bauch und drehte daran. Es kam aber nichts heraus. Darauf zog der Prinz sein Schwert und schlug dem Leibarzt den Kopf ab. Der Kopf rollte über die Bühne, der Leibarzt fiel um, der Prinz aber sprang dem Kopf nach und schleuderte ihn mit dem Fuß hoch in die Luft hinauf, daß er oben im vierten Rang hinter dem Logengitter zwischen die Leute fiel. Darauf trug der Prinz, immer noch den Hahnen im Bauch,

seine Gemahlin auf den Armen ins Bett, winkte den Kammerherrn von Heidebod heran, und gebot ihm, sich zu ihr zu legen.

Jetzt trat Hächi-Bümbüm, der alte Zauberer, mit der brennenden Habanna herein. Seine Tochter flog ihm an den Hals und weinte. Der Zauberer stellte den Prinzen zur Rede. Der Prinz aber nahm ihn am Arm, führte ihn zum Käfig und sperrte ihn zu der Mücke ein. Dann zog er seiner Gemahlin das Hemd aus, riß sie vor den Augen ihres Vaters zu Boden und befahl dem Kammerherrn von Heidebod, sich ihr über den Kopf zu setzen, während sich ihr die Hofdame Winnyfred mit dem dicken Bauch auf die Füße setzen mußte. Prinz Leonor rief nun zunächst sämtliche Hofdamen herbei und ließ sie eine nach der andern über den Leib der Prinzessin wegschreiten. Dann kamen die Kammerherren in ihren Rosasocken und schwarzen Schnallenschuhen an die Reihe, und zuletzt holte er uns Bäuerinnen. Lina hatte mir gesagt, ich möchte achtgeben, daß ich das Mädchen nicht wirklich trete sondern ihr nur den einen Fuß auf den Leibe setze, während ich mit dem anderen über sie wegspringe. Um so lauter müßten wir vor- und nachher mit den Holzschuhen klappern.

Der alte Zauberer hatte jedoch derweil mit seinem Zauberstabe die Gitterstäbe durchfeilt und trat heraus. Er bannte uns allen, den Prinzen inbegriffen, mit einer einzigen Bewegung die Füße,

so daß sich niemand mehr vom Platz rühren konnte. Dann half er seiner Tochter auf, winkte das Mückenmännchen aus dem Käfig her, schnitt ihm die Flügel ab, blies ihm Tabakrauch ein und machte auf diese Weise einen Menschen daraus. Dem Prinzen riß er den Mantel und die Tricots vom Leibe und machte ein Zeichen in der Luft, worauf sämtliche Mücken angeschwirrt kamen, über den Prinzen herfielen und ihn blutig stachen, bis er tot war. Den Hofdamen, den Kammerherren und uns Bäuerinnen, die wir immer noch regungslos dastanden, berührte er mit seinem Stabe die Hände. Darauf stürzten wir vornüber und gingen im ganzen Umkreis der Bühne, der Rampe entlang, auf den Händen hintereinander her. Den Hofdamen fielen ihre Mousselin-Röckchen dabei über die Taille bis auf den Boden und sie streckten nur noch ihre Atlasschuhe in die Luft. Den Mädchen, die die Kammerherren spielten, baumelten die Frackschöße vor dem Kopf. Uns Bäuerinnen fielen die Holzschuhe von den Füßen, während unsere Zöpfe auf dem Boden schleiften. Inmitten dieses Reigens schickte der alte Zauberer seine Tochter mit dem neuen Menschenkinde zu Bett.

Der Schnee fiel dicht, die Wege leuchteten, und ich hörte meine eigenen Schritte nicht, als ich spät in der Nacht allein nach Hause ging. Ich trat ins Schlafzimmer und machte Licht. Ein sonderbarer Anblick, die sechs Mädchen so ruhig schlafen zu sehen.

Ich fror und schlupfte rasch ins Bett. Kaum hatte ich jedoch die Augen geschlossen, als sich das Stück weiterspann. Der Prinz schlug der Prinzessin den Kopf ab, die Mücken flatterten hoch oben zwischen den Rängen unter dem Plafond umher, und am andern Morgen war mir schlecht und elend wie nie zuvor.

Die Kaiserin von Neufundland.

Große Pantomime in drei Bildern.

Personen:

J. M. Filissa XXII., Kaiserin von Neufundland.

Selma, Herzogin von Tupilil, Oberhofmeisterin.

Graf Lea-Giba, Ministerpräsident und Großschatzmeister.

Prof. Dr. Didi Zeudus, Leibarzt der Kaiserin.

Bob.

Heinrich Tarquinius Pustekohl, Poeta Laureatus.

Der große Napoleon.

Alwa Adison, ein Erfinder.

Eugen Holthoff, der stärkste Mann der Welt.

Raoul } Pagen.
Edward }

Laura } Freudenmädchen.
Hulda }

Hofdamen, Minister, Volksvertreter, Reitknechte, zwei Polizisten, Hundejungen, ein Neger, Hatschiere, sechs lebende Kandelaber, eine Schar Amoretten, ein Bürger, ein Bauer, ein Handelsjude, eine Gruppe Arbeiter, eine Schar Bettler mit ihren Weibern und Kindern, vier Musikanten, ein Wirt, ein Hausknecht, Matrosen, Fleischerknechte, Freudenmädchen und Rowdies.

Erstes Bild.

Präludium.

Kindlich wehmutsvolles Liebessehnen eines zarten, jungen Mädchens. — Verwirrendes Getöse der sie umgebenden Welt. — Die geweckte Leidenschaftlichkeit in der Brust des Mädchens. — Das tobende Wetter einer übernatürlich starken Mannesnatur. — Des Mädchens Freuden- und Leidenthränen. — Auflösung in Geisteszerrütung, in Blödsinn, durchzuckt von Momenten traumhafter, seliger Erinnerung.

Der Vorhang geht auf.

Die Bühne stellt einen in romanischem Stil gehaltenen Prunksaal im kaiserlichen Palast dar. — Links, etwas nach vorn, unter schwerem Baldachin ein erhöhter Thron. Rechts, gegen die Mitte zu, ein breites, molliges Lager; davor ein Eisbären- oder Tigerfell. Den Hintergrund bildet eine nach rechts und links offene Kolonnade, zwischen deren mittleren Säulen ein Chorpult steht. Durch kleine Rundbogenfenster erblickt man den blauen Himmel. Rechts vorn ein hohes Portal.

Erste Scene.

J. M. die Kaiserin Filissa. Bob. Die Herzogin von Tupilil. Hofdamen. Hatschiere.

Die Hatschiere in malerischer Landestracht mit Hellebarden nehmen zu zwei und zwei am Portal und neben dem Thron Stellung.

J. M. die Kaiserin Filissa, eine kleine, schmächtige, etwas fragile, äußerst graziöse Erscheinung, mit sehr sympathischem, etwas schmach-

tendem, kindlich-jungfräulichem Ausdruck in den Zügen,

angethan mit einem enganliegenden Tricot, mit einem durchschimmernden, langen Mousselinkleid darüber, beides derart, daß es Büste und Arme völlig frei läßt; mit einer Überfülle von Schmuck, Spangen, Reifen und Ketten über den ganzen Körper, am Hals, an den Armen und um die Fußknöchel; auf dem offenen Haar eine mit Edelsteinen besetzte, feingearbeitete goldene Krone, die Füße in fleischfarbenen Schnürstifeletten mit weißen Absätzen; kommt auf zwei, in Watteau-Kostüme gekleidete Hofdamen gestützt, unsicheren Schrittes von links hinten nach rechts vorn.

Bob, ein großer Hund Neufundländischer Rasse, mit treuen, kummervollen, blutgeröteten Augen und starken, hängenden Lefzen, folgt der Kaiserin Filissa gesenkten Hauptes mit schweren Schritten dicht auf den Fersen.

J. M. die Kaiserin Filissa läßt sich behutsam, mit untergeschlagenen Beinen, auf das Lager nieder.

Bob streckt sich quer vor der Ottomane auf das Eisbärenfell.

Die Herzogin von Tupilil, in Schwarz mit einer weißen Krause im Haar, und

die übrigen Hofdamen umstehen besorgt das kaiserliche Lager.

J. M. die Kaiserin Filissa giebt ihren un-

unterbrochenen zehrenden Schmerzempfindungen im Kopf, in der Brust und in den Gliedern Ausdruck. Sie schildert, wie sie fort und fort von unheilvollen Visionen geängstigt ist.

Die Herzogin von Tupilil flüstert einem der Hatschiere am Portal einige Worte zu.

Der Hatschier verläßt den Saal.

Zweite Scene.

Prof. Dr. Didi Zeudus. Die Vorigen.

Prof. Dr. Didi Zeudus, in altspanischer Gelehrtentracht, langem schwarzen Talar, hohem Spitzhut, breiter weißer Halskrause, eine zinnerne Spritze unter dem Arm, schlüpft durchs Portal herein, verneigt sich dreimal bis zur Erde und küßt seiner hohen Patientin den Saum des Gewandes. Darauf fühlt er ihr den Puls, läßt sich die Zunge zeigen und macht ein sehr bedenkliches Gesicht.

Die Herzogin von Tupilil nimmt ihn beiseite und präsentiert ihm, nicht ohne würdevolle Reserve, eine Krystallphiole, in der sich eine gelbe Flüssigkeit befindet.

Prof. Dr. Didi Zeudus macht, nachdem er die Phiole sorgfältig geschüttelt und gegen das Licht gehalten, ein noch bedenklicheres Gesicht. Er ersucht die Kaiserin, sich ihres Mousselingewandes zu entledigen, wobei ihr die Hofdamen behilflich sind. Darauf setzt er ihr sein Stethoskop zuerst auf die

Brust, dann auf den Rücken und horcht. Sein Gesicht wird immer bedenklicher. Er läßt die Kaiserin sich der Länge nach ausstrecken, klopft ihr den Brustkasten und den Leib ab, nicht ohne mit der Untersuchung auf die breiten Flanken der Ottomane abzuschweifen. Schließlich zieht er sich nach dem Chorpult in der Kolonnade zurück und schreibt ein langes Rezept.

J. M. die Kaiserin Filissa weint.

Die Herzogin von Tupilil ringt die Hände.

Die Hofdamen helfen ihrer Herrin sich wieder ankleiden und schluchzen in ihre Taschentücher.

Prof. Dr. Didi Zeudus kommt mit einem drei Ellen langen, eine Elle breiten Rezept zurück, auf dem von oben bis unten in großen Buchstaben etwa zwanzigmal das Wort HEIRATEN geschrieben steht.

J. M. die Kaiserin Filissa erhebt sich stolz von ihrem Lager.

Bob erhebt sich ebenfalls.

J. M. die Kaiserin Filissa, auf dem Eisbärenfell stehend, die linke Hand auf Bobs Stirn, weist das Rezept mit Entrüstung von sich.

Die Hofdamen zeigen sich gleichfalls entrüstet.

Prof. Dr. Didi Zeudus verneigt sich tief, küßt seiner Patientin den Saum des Gewandes, zieht sich wieder in die Kolonnaden zurück und schreibt ein anderes Rezept.

J. M. die Kaiserin Filissa geht erregt auf und nieder.

Die Herzogin von Tupilil ist gleichfalls erregt.

Prof. Dr. Didi Zeudus kommt nach vorn, verneigt sich bis zur Erde, küßt seiner Herrin den Saum des Gewandes und entrollt ein Rezept, ebenso groß wie das vorige, das auf der Innenseite auf schwarzem Grunde ein lebensgroßes, weißes Totengerippe mit Sense und Stundenglas zeigt.

J. M. die Kaiserin Filissa hält sich die Augen zu.

Prof. Dr. Didi Zeudus stellt ihr die Wahl zwischen beiden Rezepten.

J. M. die Kaiserin Filissa nimmt nach kurzem innerem Kampf das Heiratsrezept in Empfang, drückt ihrem Leibarzt die Hand und überreicht ihm eine mit Diamanten besetzte Nadel.

Dritte Scene.

Hofgesinde. Graf Lea-Giba. Später Heinrich Tarquinius Pustekohl. Die Vorigen.

Tusch, Fanfaren.

J. M. die Kaiserin Filissa besteigt den Thronsessel.

Bob streckt sich auf der obersten Stufe zu ihren Füßen nieder.

Durch die beiden Eingänge der Kolonnaden füllt

sich der Saal mit dem Hofgesinde, Ministern, Kammerzofen, Volksvertretern, Reitknechten, Polizisten und Hundejungen, an ihrer Spitze

Graf Lea-Giba, als eleganter Kavalier von einer Dame gespielt, der der Kaiserin ehrerbietigst die Hand küßt und sich zur Rechten des Thrones stellt.

J. M. die Kaiserin Filissa entrollt seinen Blicken das Heiratsrezept.

Graf Lea-Giba nimmt eingehende Einsicht davon.

Zwei Polizisten haben sich hinter dem Thron verborgen.

Graf Lea-Giba geht nach rechts und winkt durch das Portal, worauf unter

Tusch und Fanfaren

Heinrch Tarquinius Pustekohl, ganz in dunkler Jägerscher Normalkleidung, die nur einen schmalen Streifen des weißen Stehkragens sichtbar werden läßt, bartloses, milchweises, eingefallenes Antlitz, strohblondes Haar, unter dem Arm ein unheimlich düster eingebundenes Manuskript, auf dem „Die entschwundene Laute“ geschrieben steht, den Saal betritt und in der Mitte der Bühne auf einem niedrigen Tabouret Platz nimmt.

J. M. die Kaiserin Filissa nickt ihm huldvollst zu.

Pustekohl öffnet sein Manuskript und beginnt mit herzerschütternden Gesten daraus vorzulesen.

J. M. die Kaiserin Filissa scheint durch die Lektüre aufs höchste belustigt und plaudert lebhaft mit ihrem Hofstaat.

Graf Lea-Giba blickt im Hintergrunde durch eines der kleinen Bogenfenster mit einem langen Fernrohr ins Land hinaus.

Pustekohl bittet die Kaiserin ehrerbietigst um die Gnade, schweigen zu wollen, und um etwas Aufmerksamkeit für seine Dichtung.

J. M. die Kaiserin Filissa krümmt sich vor Lachen; ebenso

die Minister und Hofdamen.

Pustekohl beendet unerschrocken seine Vorlesung; darauf kniet er auf den Stufen des Thrones nieder und gesteht der Kaiserin seine verzehrende Liebe.

J. M. die Kaiserin Filissa wird immer von neuem von Lachen geschüttelt.

Pustekohl zieht einen langen, blanken Dolch aus dem Busen und setzt sich die Spitze aufs Herz, der Kaiserin die flehendlichsten Blicke zuwerfend.

J. M. die Kaiserin Filissa nickt ihm ermutigend zu und klatscht begeistert in die Hände.

Pustekohl erhebt sich, den Ausdruck tiefster Verzweiflung im Antlitz und verläßt langsamen Schrittes mit krampfhaft niedergehaltenem Dolch den Saal.

J. M. die Kaiserin Filissa winkt den Grafen Lea-Giba vor sich und entrollt mit ungnädigem Nasenrümpfen das Heiratsrezept.

Graf Lea-Giba hat sein Fernrohr zusammengeschoben und tritt unter die Portalöffnung.

Vierte Scene.

Der große Napoleon. Die Vorigen.

Tusch, Fanfaren, kriegerische Musik.

Der große Napoleon tritt mit decidiertem Schritt von rechts ein, beugt ein Knie vor der Kaiserin, bittet das Hofgesinde, soweit wie möglich zurückzutreten, ordnet seine Schlachtreihen, zieht den Degen und jagt im Galopp[1]) über das Schlachtfeld.

Mörderischer Kanonendonner.

J. M. die Kaiserin Filissa, auf den Tod erschrocken, hält sich die Ohren zu, ringt die Hände und zittert an allen Gliedern.

Der große Napoleon läßt sich in seiner Kaltblütigkeit nicht erschüttern.

J. M. die Kaiserin Filissa bittet einige ihrer Minister und Reitknechte, seinem Benehmen ein Ende zu machen.

Graf Lea-Giba tritt kopfschüttelnd in die Kolonnaden zurück, zieht sein Fernrohr auseinander und späht von erhöhtem Standpunkt aus durch eines der kleinen Bogenfenster ins Land hinaus.

---

[1]) Für den Laien sei bemerkt, daß Napoleon selbstverständlich unberitten ist.

Der große Napoleon richtet sich in den Steigbügeln auf und hält den Ministern und Reitknechten seine Terzerolen unter die Nase.

Die Minister und Reitknechte prallen nach allen Seiten auseinander.

Der große Napoleon reitet, gelassen die Mähne seines Pferdes streichelnd, auf eine isolierte Anhöhe im linken Proscenium, von wo aus er das ganze Schlachtfeld überblicken kann. Plötzlich wird ihm das Pferd unter dem Leib weggeschossen. Er windet sich vor, besteigt dasjenige seines Schwagers Murat und sprengt in die Ebene hinunter. Eine Kugel durchbohrt ihm die Brust. Einen Augenblick will ihm die Besinnung schwinden. Er räuspert und schneuzt sich indessen, findet die Kugel im Schnupftuch und wirft sie der Herzogin von Tupilil an den Kopf.

Die Herzogin von Tupilil sinkt in Ohnmacht.

J. M. die Kaiserin Filissa fährt mit zornfunkelnden Augen empor.

Das gesamte Hofgesinde dringt auf Napoleon ein.

Der große Napoleon sticht nach allen Seiten um sich, indem er zwischendurch seine Garden anfeuert, sie auf die Pyramiden hinweist und die zerrissenen Regimenter sammelt.

Graf Léa-Giba tritt aus der Menge hervor auf Napoleon zu und weist ihm mit energischer Miene die Thür.

Der große Napoleon legt ihm die Hand auf die Schulter, drückt ihn auf die Knie nieder, zieht einen Friedensvertrag aus der Tasche und hält ihn dem Grafen unter die Nase.

Graf Lea-Giba unterzeichnet und erhebt sich.

Der große Napoleon setzt ihm, auf die Kaiserin deutend, die Friedensbedingungen auseinander, tritt festen Schrittes auf den Thron zu und beugt ein Knie vor der Kaiserin.

J. M. die Kaiserin Filissa wendet sich mit Abscheu von ihm ab.

Der große Napoleon zieht seine doppelläufigen Terzerolen aus den Halftern und hält sie sich gegen beide Schläfen.

J. M. die Kaiserin Filissa hebt dankerfüllt die Hände zum Himmel.

Der große Napoleon erhebt sich und richtet beide Terzerolen gegen die Kaiserin.

Die beiden Polizisten springen hinter dem Thron vor und halten Napoleon die Arme nieder.

Der große Napoleon läßt die Pistolen zu Boden fallen, gürtet sich den Degen ab, überreicht ihn den Polizisten, nimmt Abschied von seinen Garden, drückt sich den Hut in die Stirn, steckt die Hand in den Busen und verläßt gesenkten Hauptes den Saal.

J. M. die Kaiserin Filissa winkt den Grafen Lea-Giba heran und entrollt ihm unter ungeduldigem Stirnrunzeln das Heiratsrezept.

Graf Lea-Giba tritt unter die Portalöffnung und winkt.

Fünfte Scene.

Alwa Adison. Ein Neger. Die Vorigen.

Tusch, Fanfaren, Triangel, Sandpapier.

Ein zweisitziger Automobilwagen mit emporgeschlagenem Kutschendach kommt, stark rauchend, in den Saal gefahren, macht dreimal die Runde, hält vor dem Thron und pfeift, während sich der eiserne Schornstein mehrmals nach vorn senkt. Darauf fährt er rückwärts bis in die Mitte des Saales, pfeift und hält.

Alwa Adison klappt das Kutschendach herunter und steigt in elegantester Soireetoilette mit weitausgeschnittener Weste aus dem Wagen.

Ein Neger, der den anderen Platz im Automobilwagen innehat, dirigiert denselben nach rückwärts.

Alwa Adison winkt den Neger mit gestrecktem Zeigefinger heran.

Der Neger steigt aus und kommt nach vorn.

Alwa Adison präsentiert ihn von allen Seiten der Kaiserin, nimmt eine Kreide und bedeckt ihm den Rücken mit einer Differenzialrechnung; darauf wendet er ihn um und setzt die Rechnung auf Brust, Bauch und Schenkeln fort. Dann wendet er ihn wieder um, wäscht ihm mit einem nassen Schwamm

den Rücken ab, setzt die Differenzialrechnung fort und zieht auf dem Hintern die Bilanz in Summe von **2 000 000 Dollars.**

J. M. die Kaiserin Filissa ist in tiefen Schlaf versunken.

Alwa Adison setzt den Neger, nachdem er die Bilanz dem gesamten Hofstaat präsentiert hat, mitten im Saal auf einen hochbeinigen amerikanischen Bar-Sessel, zündet einen Bunsenschen Brenner darunter an und pflanzt ein an zwei mannshohen Stäben befestigtes, bis zur Erde reichendes Sternenbanner davor auf. Um die Zeit auszufüllen, tritt er ins vorderste Proscenium und produziert vor den Augen des erstaunten Publikums einen Hampelmann. Als er darauf das Sternenbanner wieder entfernt, ist der Neger verschwunden und unter dem Sessel liegt an Stelle des Bunsenschen Brenners ein großer Goldklumpen. Diesen Goldklumpen trägt Adison zum Thron und legt ihn der Kaiserin, die noch immer in tiefem Schlaf liegt, zu Füßen. Um sie auf seinen Besitz aufmerksam zu machen, versetzt er ihr einen leichten Nasenstüber.

J. M. die Kaiserin Filissa erwacht, lächelt huldvoll, wie sie das Gold erblickt und will es ohne weiteres an sich nehmen.

Alwa Adison schützt sein Eigentum und expliziert der Kaiserin durch eine in die leere Luft entworfene Differenzialrechnung, daß das Gold nur gegen Gewährung ihrer Liebe für sie zu haben sei.

J. M. die Kaiserin Filissa ist wieder in tiefen Schlaf versunken.

Alwa Adison schleppt den Goldklumpen in seinen Automobilwagen, legt frische Kohlen auf, steigt ein, klappt das Kutschendach in die Höhe, pfeift und dampft, nachdem er zweimal die Runde im Saal gemacht, durch das geöffnete Portal hinaus.

J. M. die Kaiserin Filissa erwacht und winkt den Grafen Lea-Giba herbei.

Graf Lea-Giba verläßt das Bogenfenster, schiebt sein Fernrohr zusammen und nähert sich achselzuckend dem Thron.

J. M. die Kaiserin Filissa entrollt vor ihm das Heiratsrezept.

Graf Lea-Giba zuckt ratlos die Achseln.

Prof. Dr. Didi Zeudus tritt zwischen ihn und die Kaiserin und entrollt vor seinen Augen das Totenrezept, indem er mit ausdrucksvoller Geste das Geköpftwerden markiert.

Graf Lea-Giba tritt unter die Portalöffnung und winkt.

Sechste Scene.

Eugen Holthoff. Die Vorigen. Zum Schlusse Pustekohl.

Tusch, Fanfaren.

Mehrere Reitknechte und Hatschiere rollen durch das Portal ein Gewicht herein, bestehend aus einer Stange, die in zwei eisernen Kugeln endet, auf deren jeder **100 Pfund** geschrieben steht.

Eugen Holthoff, ein Mann von herkulischem Körperbau, in rundem, steifem, dunkelbraunem Filzhut, hohen, weißen Schnürstiefeln, fleischfarbenen Tricots, hellbraunem, karriertem Jackett, blauer Weste, weißem Vorhemd und roter Krawatte, betritt, aufs sorgfältigste pomadisiert und gescheitelt, den Saal und entledigt sich in eleganter Weise seiner Oberkleider, indem er dieselben den nächststehenden Volksvertretern zuwirft.

J. M. die Kaiserin Filissa fährt wie magnetisiert von ihrem Throne empor und verharrt während der ganzen Scene in aufrechter Stellung.

In der Musik werden wiederholt starke Ansätze zu einem späteren gewaltigen Liebesmotiv vernehmbar, die indessen noch zu keinerlei Abschluß gelangen.

Holthoff, nunmehr ganz in Tricot, möglichst dekolletiert, auf der linken Brustwarze den Orden für Kunst und Wissenschaft, ist einige Schritte zurückgetreten und kommt mit schlenkernden Beinen nach vorn, zieht den rechten Fuß zur linken Wade empor, indem er graziös die Hände spreizt, läßt an beiden Armen seinen Biceps spielen, beugt sich nieder, ergreift das Gewicht mit beiden Händen und stemmt es, während das

Orchester schweigt, langsam empor. Die Musik fällt mit Zimbeln und Pauken ein, als er das Gewicht mit gestreckten Armen hoch hält.

J. M. die Kaiserin Filissa stützt sich, als drohten die Kräfte sie zu verlassen, mit den Fingern

der linken Hand auf die Armlehne des Thrones, während sie die Rechte angstvoll bebend zur Schläfe emporgehoben hält.

Holthoff läßt das Gewicht ebenso langsam, wie er es gehoben, wieder zur Erde nieder.

Tusch, Fanfaren, rauschender Applaus.

J. M. die Kaiserin Filissa ist im Begriff, die Stufen des Thrones herabzusteigen.

Holthoff bedankt sich lächelnd für den Beifall und ersucht die Kaiserin durch eine abwehrende Handbewegung, sich noch einen Moment gedulden zu wollen. Er tritt einige Schritte zurück, nimmt dabei einer der Hofdamen das Sacktuch aus den Händen, trocknet sich den Schweiß von Stirne, Hals und Armen und aus der Achselhöhle, windet das Taschentuch aus, so daß eine Lache auf dem Boden entsteht und wirft, mit schlenkernden Beinen nach vorn kommend, es der betreffenden Hofdame wieder zu.

Tusch und Fanfaren.

J. M. die Kaiserin Filissa, die sich einen Augenblick auf die Kante des Thrones hat niedersinken lassen, erhebt sich wieder.

Holthoff zieht den rechten Fuß zur linken Wade empor, indem er graziös die Hände spreizt, läßt den Biceps seines rechten Armes spielen, beugt sich nieder, ergreift mit der rechten Hand das Gewicht und stemmt es, während das

Orchester schweigt, langsam empor. Die Musik fällt mit Zimbeln, Pauken und Triangelgeklingel

ein, als er das Gewicht mit gestrecktem Arm hoch hält.

J. M. die Kaiserin Filissa stützt sich mit den Fingern der Linken auf die Thronlehne, während sie die Rechte angstvoll bebend zur Schläfe emporgehoben hält.

Holthoff läßt das Gewicht ebenso langsam, wie er es gehoben, wieder zur Erde nieder.

Tusch, Fanfaren, rauschender Applaus.

Holthoff bedankt sich lächelnd, nähert sich dem Thron und ist im Begriff, auf den Stufen ein Knie zu beugen.

J. M. die Kaiserin Filissa, ihm mit offenen Armen entgegentretend, entledigt sich sämtlichen Schmuckes, der ihren Oberkörper bedeckt, Haarketten, Halsketten, Armspangen, und legt ihn Holthoff an. Darauf löst sie sich die zierliche, mit Edelsteinen besetzte goldene Krone aus dem blonden Haar und drückt sie Holthoff auf seinen schön pomadisierten Scheitel. Nachdem sie sich alles Geschmeide abgenommen, schmiegt sie ihren halb entblößten Körper Holthoff zärtlich in die Arme.

Holthoff küßt die Kaiserin mit jovialem, selbstgefällig strahlendem Gesicht.

J. M. die Kaiserin Filissa geleitet Holthoff die Stufen hinan und lädt ihn ein, auf dem Thron Platz zu nehmen. Sie selber läßt sich, die schlanken Hände über seinem Knie gefaltet, andächtig zu ihm aufblickend, zu seinen Füßen nieder. Ihrem ge-

samten Hofstaat winkt sie zu, sich zu ordnen und seine Huldigung darzubringen.

Graf Lea-Giba als erster, dann die Minister, darauf die Reitknechte, dann die Hofdamen, Pagen und Hundejungen, zum Schluß die Volksvertreter, defilieren paarweise, sich vor Holthoff bis zur Erde verneigend.

Holthoff schüttelt allen mit jovialer Gemütlichkeit die Hand.

I. M. die Kaiserin Filissa hat sich die dreifachen Perlenketten von den Waden und Fußknöcheln gestreift und Holthoff damit geschmückt. Mit unheilvollem Stirnrunzeln wacht sie darüber, daß die Ehrenbezeugungen so devot als möglich dargebracht werden. Nachdem sie Holthoff inbrünstig die Hände geküßt, erhebt sie sich, geleitet ihn in den Saal und stellt sich mit ihm, gefolgt von

Bob, der dem Paar gesenkten Hauptes, schweren Schrittes dicht auf den Fersen bleibt, an die Spitze des Zuges.

Der Zug bewegt sich einmal rechts herum und dann von links nach rechts quer über die Bühne auf das Portal zu. Er hat dasselbe beinahe erreicht, als

Heinrich Tarquinius Pustekohl mit drohend zum Himmel erhobenem Manuskript der Kaiserin und ihrem Geliebten entgegentritt.

Der Vorhang fällt.

Zweites Bild.

Präludium.

Die Musik, im Höhepunkt der Empfindung einsetzend, schildert das Gefühlsleben eines herkulischen Menschen und führt das Motiv in wenigen raschen Sätzen zu Ende.

Der Vorhang geht auf.

Die Bühne stellt ein hochgewölbtes gotisches Gemach dar. Den Hintergrund bildet ein, um vier Stufen erhöhter, nach beiden Seiten offener Söller. Durch weitgeöffnete Spitzbogenfenster blickt man in eine klare Mondnacht hinaus. In der Entfernung Berge mit dichten dunklen Tannenwäldern. Rechts und links vorn je eine hohe Spitzbogenthür mit schweren Portieren. Noch weiter nach vorn, zu beiden Seiten, je eine große alte eichene Truhe. In der linken Seitenwand ein hoher offener Kamin. In der Mitte des Gemaches, soweit als möglich nach hinten, unter einem purpurnen Zeltdach ein sehr breites, mit weißer Seide überzogenes Lager. In der Mitte des Zeltdaches hängen über dem Lager als Embleme Krone, Scepter und Reichsapfel.

Erste Scene.

Das Gemach ist erhellt durch sechs lebende Kandelaber, drei Paare, bestehend aus je einer männlichen und einer weiblichen Herme. Jede der Hermen trägt einen Helm mit drei elektrischen Glühlampen, zwei Glühlampen vor der Brust und eine mit einer dunkelroten Tulpe auf einem fackelähnlichen

Stab in der einen Hand, während sie die andere auf die Hüfte stützt. Eines der Paare ist zu beiden Seiten des Lagers, die beiden anderen zu beiden Seiten der Thüren aufgestellt.

Rechts, etwas nach hinten, liegen, der Schwere nach nebeneinander, vier Gewichte zu **200 Pfund, 300 Pfund, 400 Pfund** und **2000 Kilo,** und zwar so, daß der schwerste der Wand zunächst liegt.

Eine Schar von sechs geflügelten Amoretten (Mädchen von 7—10 Jahren) hocken in gemütlichem Geplauder auf den Gewichten, um sie zu bewachen.

Eugen Holthoff, ganz in rosafarbenem Tricot, schwere Brillantringe an allen zehn Fingern, reich behangen mit Gold- und Perlenketten, in einen weiten, lachsfarbenen, gestreiften, fußfreien, vorne offenen Schlafrock gehüllt, sitzt zwischen den beiden mittleren Kandelabern auf der vorderen Kante des Lagers, vor sich einen kleinen gedeckten, mit den kostbarsten Speisen besetzten transportablen Tisch.

Die Kaiserin Filissa, kostümiert, was Schnitt und Farbe betrifft, etwa als Mohnblume: kurzes dunkelrotes Röckchen, weit dekolletiert, lange, schmale Taille, lange, dunkelgrüne Strümpfe, hohe, weiße Schnürstiefeletten, eine weiße Schleife im offenen Haar, ebenfalls einen lachsfarbenen, vorne offenen Schlafrock darüber, ruht Holthoff zur Seite auf das Lager hingegossen.

Der Page Raoul steht rechts vom Lager

neben einem Champagnerkühler, in dem mehrere Flaschen liegen.

Der Page Edward hält neben der Kaiserin auf breiter Schüssel eine dampfende Pastete. Beide Pagen sind mit ausgesuchtester Eleganz und Delikatesse gekleidet.

Später Heinrich Tarquinius Pustekohl, Graf Lea=Giba, ein Bürger, ein Bauer und ein Handelsjude.

Die Kaiserin Filissa schiebt Holthoff die dampfenden Bissen in den Mund, und hält, während er ißt, die Hände mit schwärmerischem Blick über seiner Schulter gefaltet. Sie giebt ihm zu trinken, setzt den Kelch wieder auf den Tisch, winkt den Pagen Edward heran und will Holthoff noch einmal den Teller füllen.

Holthoff giebt zu verstehen, daß er von der Pastete genug hat.

Die Kaiserin Filissa winkt Edward, die Pastete hinauszutragen.

Der Page Edward mit der Pastete nach rechts ab.

Die Kaiserin Filissa wischt Holthoff den Mund, küßt ihn und hält dem Pagen Raoul mit gestrecktem Arm den leeren Kelch hin.

Der Page Raoul füllt den Kelch.

Die Kaiserin Filissa setzt ihn Holthoff an die Lippen.

Holthoff leert ihn auf einen Zug.

Die Kaiserin Filissa küßt ihn und läßt den Kelch von neuem füllen.

Der Page Edward kommt mit einem Frikassee zurück.

Die Kaiserin Filissa wechselt Holthoffs Teller und legt ihm von dem Frikassee vor.

Holthoff erklärt, nicht mehr essen zu können.

Die Kaiserin Filissa sucht ihn mit sanfter Gewalt dazu zu zwingen.

Holthoff deutet mit verzweifelter Miene auf seinen überfüllten Wanst und will der Kaiserin einen Bissen in den Mund schieben.

Die Kaiserin Filissa giebt ihm zu verstehen, daß sie keinen Appetit nach Speise und Trank, sondern nur nach seinen Küssen hat. Sie winkt Edward, das Frikassee abzutragen.

Der Page Edward mit dem Frikassée nach rechts ab.

Die Kaiserin Filissa läßt den Kelch wieder füllen und giebt Holthoff zu trinken. Darauf winkt sie die Amoretten zu sich heran.

Die Amoretten erheben sich eiligst und umringen die Kaiserin. Einige erklettern das Lager, die kleinste klettert ihr auf die Knie.

Die Kaiserin Filissa füllt selbst den Kelch und giebt den Amoretten zu trinken.

Die Amoretten schlürfen den Champagner in gierigen Zügen.

Die lebenden Kandelaber recken alle sechs die Hälse, geraten in Aufregung und lecken sich die Lippen ab. Einer an der Thüre links niest aus Leibeskräften.

Die Kaiserin Filissa läßt dem Kandelaber durch den Pagen Raoul ein großes buntes Schnupftuch bringen.

Der Kandelaber schneuzt sich aus Leibeskräften.

Die Kaiserin Filissa winkt den Amoretten, sich wieder zurückzuziehen.

Die Amoretten kauern sich wieder auf die Gewichte.

Der Page Edward kommt von rechts zurück und trägt mit Raoul den gedeckten Tisch nach links hinten.

Holthoff will die Kaiserin küssen.

Die Kaiserin Filissa, aufrecht neben ihm auf dem Lager knieend, zieht einen Kamm aus ihren Locken und kämmt und scheitelt ihm aufs sorgfältigste sein pomadisiertes Haar. Darauf reicht sie ihm einen Krystallspiegel, in dem er sich selbstgefällig bewundert.

Edward und Raoul haben sich indessen rechts und links vor die Thüren gestellt und halten Wache.

Holthoff küßt die Kaiserin.

Die Kaiserin Filissa entledigt sich ihres Schlafrockes und bittet Holthoff mit schmachtendem Lächeln um eine Probe seiner Kraft.

Holthoff erhebt sich, wirft seinen lachsfarbenen Schlafrock ab und erteilt den Amoretten einen Wink.

Zwei Amoretten wälzen das **200 Pfund**=Gewicht in die Mitte der Bühne.

Zwei Amoretten knien zu beiden Seiten der Kaiserin auf dem Lager nieder.

Holthoff kommt mit schlenkernden Beinen nach vorn, zieht, indem er graziös die Hände spreizt, den rechten Fuß zur linken Wade empor, beugt sich nieder und erfaßt das Gewicht mit beiden Händen.

Heinrich Tarquinius Pustekohl fährt links aus dem Kamin hervor, stürzt auf die Kaiserin zu, sinkt vor ihr in die Knie und streckt ihr in erhobenen Händen ein Sonett entgegen.

Holthoff ist lächelnd bei Seite getreten.

Die Kaiserin Filissa streckt hilfeflehend die Arme nach ihm aus.

Holthoff packt Pustekohl hinten am Rockkragen, zieht ihn empor, trägt ihn mit einer Hand nach rechts hinten die Stufen empor zum Söller, hält ihn zu einem der gotischen Fenster hinaus, läßt ihn einen Moment baumeln, worauf er die Hand öffnet und

Pustekohl in die Tiefe fährt.

Die Kaiserin Filissa hebt dankend die Hände zum Himmel.

Holthoff kommt nach vorn, erfaßt das Gewicht mit beiden Händen und stemmt es langsam hoch.

In der Musik erklingt zum erstenmal geläutert und klar das Hauptmotiv der Pantomime in vollkommenster Abrundung und Geschlossenheit.

Die Kaiserin Filissa, andachtsvoll mit gefalteten Händen zwischen den beiden Amoretten auf ihrem Lager knieend, folgt jeder Bewegung Holthoffs mit gespanntester Aufmerksamkeit.

Holthoff läßt das Gewicht langsam zur Erde nieder und bedankt sich nach rechts und links.

Die beiden Amoretten führen ihn im Triumph zur Kaiserin zurück.

Die Kaiserin Filissa wischt ihm mit einem seidenen Spitzentuch den Schweiß von der Stirn, küßt ihn leidenschaftlich, erhebt sich vom Lager und führt ihn nach links vorn, wo sie mit einem mächtigen Schlüssel die eichene Truhe öffnet, in der sich aber zu ihrer Betrübnis nichts mehr vorfindet. Sie führt ihn nach rechts, aber in der gegenüberstehenden Truhe findet sich ebensowenig etwas vor.

Holthoff sieht dieselbe noch einmal selber genauer durch, zieht aber auch nichts als einige schlaffe Geldbörsen heraus.

Die Kaiserin Filissa giebt dem Pagen Raoul einen Wink.

Der Page Raoul geht nach links ab und kommt mit dem Grafen Lea-Giba zurück.

Die Kaiserin Filissa enthüllt dem Grafen ihre Finanzlage.

Graf Lea-Giba verneigt sich, geht nach rechts

ab und kommt mit einem Bürger, einem Bauern und einem Handelsjuden zurück, deren jeder einen Geldsack trägt.

Holthoff küßt die Kaiserin mit aufrichtiger Zärtlichkeit.

Graf Lea-Giba gebietet den Leuten mit entblößtem Degen, ihre Geldsäcke der Kaiserin zu Füßen zu legen.

Die Kaiserin Filissa macht eine abwehrende Handbewegung und gebietet ihnen, Holthoff das Geld zu Füßen zu legen.

Holthoff hat mit gespreizten Beinen in einem breitlehnigen Lutherstuhl Platz genommen.

Der Bürger, der Bauer und der Handelsjude legen ihm ihre Geldsäcke zu Füßen, küssen seine huldvoll dargereichte Hand und gehen mit kläglichen Mienen zitternd vor Angst nach rechts hinaus.

Graf Lea-Giba steckt seinen Degen ein, küßt der Kaiserin die Hand und geht nach links ab.

Der Page Raoul hat ihm die Portière geöffnet.

Holthoff geleitet die Kaiserin zum Lager zurück und nimmt neben ihr Platz.

Edward und Raoul versorgen die Geldsäcke neben dem Lager und kehren zu den Seitenthüren zurück.

Holthoff küßt die Kaiserin und erteilt den Amoretten einen Wink.

Zwei Amoretten wälzen das **300 Pfund**-Gewicht in die Mitte der Bühne.

Holthoff kommt mit schlenkernden Beinen nach vorn.

Zweite Scene.

Prof. Dr. Didi Zeudus. Die Vorigen. Später Graf Lea-Giba. Eine Gruppe Arbeiter und zwei Polizisten.

Didi Zeudus von rechts hinten in den Söller eintretend, nimmt auf der obersten Treppenstufe eine drohende Haltung ein.

Holthoff, der unwillkürlich den Kopf gewendet, stampft zornig mit dem Fuß.

Didi Zeudus steigt die Stufen herab, nimmt Holthoff beim Handgelenk und führt ihn ins linke Proscenium.

Holthoff weist ihm den Weg, den er gekommen.

Didi Zeudus zählt an seinen Fingern: Eins — nickt bejahend; zählt: Eins, zwei — nickt bejahend; zählt: Eins, zwei, drei, vier, fünf — schüttelt verneinend den Kopf.

Holthoff lacht ihm ins Gesicht und läßt an beiden Armen seinen Biceps springen.

Didi Zeudus entrollt das Totenrezept.

Holthoff schüttelt ungläubig und überlegen lächelnd den Kopf.

Die Kaiserin Filissa hat sich neugierig genähert.

Didi Zeudus nimmt sie beim Handgelenk, führt sie ins rechte Proscenium und zählt an seinen Fingern: Eins — nickt bejahend; zählt: Eins, zwei — nickt bejahend; zählt: Eins, zwei, drei, vier, fünf — schüttelt verneinend den Kopf.

Die Kaiserin Filissa lacht ihn aus, indem sie ihn auf ihre funkelnden Augen, auf ihre blühenden Wangen hinweist.

Didi Zeudus entrollt das Totenrezept.

Die Kaiserin Filissa schüttelt ungläubig lächelnd den Kopf.

Didi Zeudus geht mit großen Schritten zum Lager, nimmt eine Flasche aus dem Champagnerkühler, setzt sie an den Mund, trinkt unmäßig und schüttelt darauf mit allen Gebärden drohender Verneinung den Kopf.

Die Amoretten eilen rasch herbei, umringen Didi Zeudus, nehmen ihm die Flasche ab und drängen und zerren ihn nach rückwärts die Stufen hinan.

Didi Zeudus, auf der obersten Treppenstufe, entrollt das Totenrezept.

Die Amoretten drängen ihn nach rechts hinten hinaus. Darauf kehren sie eiligst zum Lager und zu den Gewichten zurück.

Holthoff geleitet die Kaiserin auf das Lager, kommt mit schlenkernden Beinen nach vorn, zieht, indem er graziös die Hände spreizt, den rechten Fuß zur linken Wade empor, beugt sich nieder, erfaßt

das 300 Pfund-Gewicht mit beiden Händen und stemmt es langsam hoch.

In der Musik erklingt zum zweitenmal geläutert und klar das Hauptmotiv der Pantomime in vollkommenster Abrundung und Geschlossenheit.

Die Kaiserin Filissa, andachtsvoll, mit gefalteten Händen zwischen den beiden Amoretten auf ihrem Lager knieend, folgt jeder Bewegung Holthoffs mit atemloser Aufmerksamkeit.

Holthoff läßt das Gewicht langsam zur Erde nieder, bedankt sich nach rechts und links und winkt den Amoretten, das **400 Pfund**-Gewicht herbeizuschaffen.

Zwei Amoretten rollen es ihm vor die Füße.

Holthoff beugt sich nieder und ergreift das 400 Pfund-Gewicht mit beiden Händen.

Die Kaiserin Filissa kommt nach vorn geeilt, bittet Holthoff, einen Moment zu warten und giebt dem Pagen Raoul einen Wink.

Der Page Raoul geht nach links ab und kommt mit dem Grafen Lea-Giba zurück.

Die Kaiserin Filissa fordert Geld von Lea-Giba.

Graf Lea-Giba verneigt sich, geht nach rechts ab und kommt mit einer Gruppe Arbeiter zurück.

Holthoff küßt die Kaiserin mit aufrichtiger Zärtlichkeit.

Graf Lea-Giba gebietet den Arbeitern mit entblößtem Degen, ihr Geld herauszugeben.

Die Arbeiter schütteln die Köpfe und nehmen eine drohende Haltung ein.

Graf Lea-Giba winkt.

Der Page Edward schlägt rechts die Portière zurück.

Zwei Polizisten mit Gummischläuchen treten ein.

Die Arbeiter ziehen ihre Portemonnaies und wollen Lea-Giba ihr Geld in die Hand zählen.

Graf Lea-Giba weist sie an die Kaiserin.

Die Kaiserin Filissa weist sie an Holthoff.

Holthoff hat mit gespreizten Beinen in dem Lutherstuhl Platz genommen.

Die Arbeiter zählen ihm das Geld in die offene Hand.

Holthoff zählt das Geld nach und reicht den Arbeitern seine Rechte zum Kuß.

Die Arbeiter schütteln die Köpfe und nehmen eine drohende Haltung ein.

Graf Lea-Giba winkt.

Die Polizisten treiben die Arbeiter zur Thür hinaus.

Graf Lea-Giba steckt seinen Degen ein, küßt der Kaiserin die Hand und geht nach links ab.

Der Page Raoul hat ihm die Portière geöffnet.

Holthoff geleitet die Kaiserin zum Lager zurück, kommt mit schlenkernden Beinen nach vorn, zieht, indem er graziös die Hände spreizt, den rechten Fuß zur linken Wade empor, beugt sich nieder, erfaßt

das 400 Pfund-Gewicht mit beiden Händen und stemmt es langsam hoch.

In der Musik erklingt zum drittenmal geläutert und klar das Hauptmotiv der Pantomime in vollkommenster Abrundung und Geschlossenheit.

Die Kaiserin Filissa, andachtsvoll, mit gefalteten Händen zwischen den beiden Amoretten auf ihrem Lager knieend, folgt jeder Bewegung Holthoffs mit fieberhafter Spannung.

Holthoff läßt das Gewicht langsam zur Erde nieder und bedankt sich lächelnd nach rechts und links.

Die beiden Amoretten führen ihn im Triumph zur Kaiserin zurück.

Die Kaiserin Filissa wischt ihm mit ihrem seidenen Spitzentuch den Schweiß von der Stirne, küßt ihn inbrünstig und deutet mit innig bittender Miene auf das **2000 Kilo**-Gewicht.

Holthoff macht eine abwehrende Handbewegung.

Die Kaiserin Filissa, neben ihm auf dem Lager knieend, fleht ihn an und beschwört ihn, immer und immer wieder auf das 2000 Kilo-Gewicht deutend.

Holthoff giebt seiner vollkommenen Erschöpfung Ausdruck.

Die Kaiserin Filissa winkt.

Der Page Edward eilt herbei und füllt den Champagnerkelch.

Die Kaiserin Filissa flößt Holthoff Glas um

Glas ein, ihn auf das zärtlichste küssend und liebkosend.

Holthoff schüttelt trostlos den Kopf.

Die Kaiserin Filissa winkt den Amoretten.

Die Amoretten rollen mit vereinten Kräften das 2000 Kilo-Gewicht in die Mitte der Bühne und rollen die übrigen Gewichte nach rechts zurück.

Die Kaiserin Filissa giebt Holthoff mehr und mehr Champagner und zieht, während die Amoretten wacker mit Hand anlegen, den Widerstrebenden mit sanfter Gewalt nach vorn.

Holthoff schüttelt vor dem 2000 Kilo-Gewicht mit düsterer Miene den Kopf.

Die Kaiserin Filissa sinkt vor ihm zur Erde, weint und schluchzt.

Holthoff erfaßt das 2000 Kilo-Gewicht, versucht umsonst es zu heben und richtet sich mißmutig empor.

Die Kaiserin Filissa springt wütend auf und winkt.

Dritte Scene.

Graf Lea-Giba. Die Vorigen. Dann eine Schar Bettler mit ihren Weibern und Kindern. Später Pustekohl, der Bürger, der Bauer, der Handelsjude, die Gruppe Arbeiter und zwei Reitknechte.

Der Page Raoul geht nach links ab und kommt mit dem Grafen Lea-Giba zurück.

Die Kaiserin Filissa fordert Geld von Lea-Giba.

Graf Lea-Giba reibt ehrfurchtsvoll den Daumen am Zeigefinger und zuckt ratlos die Achseln.

Die Kaiserin Filissa tritt ihm zornfunkelnd entgegen, stampft mit dem Fuß und weist ihm die Thür.

Graf Lea-Giba verbeugt sich, geht nach rechts ab und kommt mit einer Schar zerlumpter Bettler mit ihren Weibern und Kindern zurück.

Holthoff hat sich mißmutig in den Lutherstuhl geworfen.

Graf Lea-Giba zieht den Degen und gebietet den Bettlern, ihre Taschen zu leeren.

Die Bettler beteuern durch alle erdenklichen Gesten, daß sie nichts haben.

Graf Lea-Giba setzt einem der Bettelkinder die Degenspitze auf die Brust.

Die Bettler kehren ihre Taschen um.

Pustekohl erscheint von außen her an einem der gotischen Fenster links hinten, klettert rasch über die Fensterbrüstung, kommt nach vorn, packt Lea-Giba von hinten am Kragen, schleudert ihn ins rechte Proscenium und sinkt vor der Kaiserin in die Knie.

Die Kaiserin tritt zurück und gebietet ihm aufzustehen.

Pustekohl springt auf, weist die Kaiserin auf das Elend der Bettler, auf die unflätige Gemein-

heit Holthoffs, auf die Grausamkeit Lea-Gibas hin, sinkt wieder in die Knie und beteuert ihr seine grenzenlose Liebe.

Die Kaiserin Filissa mit eisiger Miene, erteilt Holthoff einen Wink.

Holthoff nimmt Pustekohl kläglich lächelnd am Kragen.

Pustekohl schlägt mit Händen und Füßen um sich.

Holthoff ist eben im Begriff, ihn hochzuheben, als

Pustekohl seinen langen Dolch aus dem Busen zieht und ihn sich ins Herz stößt. Er verblutet zu Füßen der Kaiserin.

Holthoff winkt dem Pagen Edward.]

Der Page Edward schlägt rechts die Portière zurück und winkt.

Zwei Reitknechte tragen von rechts eine Bahre herein. Sie betten Pustekohl darauf und decken ihn mit einem schwarzen Tuche zu.

Die Gruppe Arbeiter, der Bürger, der Bauer und der Handelsjude treten schüchtern von rechts ins Gemach.

Die Reitknechte heben die Bahre empor und tragen sie nach links hinaus.

Die Bettler mit ihren Weibern und Kindern schließen sich weinend der Bahre an. Darauf folgt

Die Gruppe Arbeiter und zuletzt

Der Bürger, der Bauer, und der Handelsjude.

Holthoff sieht den Zug mit spöttischem Lächeln defilieren.

Die Kaiserin Filissa steht, die Hände über seiner Schulter gefaltet, in Anbetung und Bewunderung versunken an seine Seite geschmiegt.

Die Amoretten hocken, angstvoll die Knie emporgezogen, auf dem Lager und auf den Truhen neben den Thüren.

Graf Lea-Giba blickt dem Zug mit verschränkten Armen und finsterm Stirnrunzeln nach.

Die Pagen Raoul und Edward halten beide an der Thüre links die Portièren zurück.

Der Zug bewegt sich langsam hinaus, kommt oben im Söller von links wieder zum Vorschein und geht nach rechts ab.

Graf Lea-Giba nach links ab.

Der Page Edward kehrt zur Thüre rechts zurück.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Später Graf Lea-Giba, Didi Zeudus und vier Reitknechte.

Die Kaiserin Filissa winkt alle Amoretten heran.

Die Amoretten umringen sie und Holthoff.

Holthoff beugt sich nieder und erfaßt das 2000 Kilo-Gewicht.

Die Kaiserin Filissa sinkt, im Profil gegen

den Zuschauer, in anbetender Stellung neben ihm in die Knie.

Holthoff hebt das 2000 Kilo-Gewicht mit übermenschlicher Anstrengung langsam hoch, mehrmals einhaltend, um Atem zu schöpfen. Sämtliche Muskeln seines Körpers springen plastisch hervor; er keucht und stöhnt, seine Gesichtszüge zeigen den Ausdruck entsetzlicher Qual, als fürchte er jeden Moment für sein Leben. Dabei zittern seine Knie, während er mit den Füßen hin und her tappt, um nicht plötzlich das Gleichgewicht zu verlieren. Er braucht unverhältnismäßig lange, um das Gewicht zu heben.

In der Musik erklingt, ins Gigantische übertragen, das Hauptmotiv der Pantomime in fiebertraumartigen überweltlichen Accorden, in einer Art urewiger Sphärenmusik.

Die Kaiserin Filissa befindet sich im Zustand höchster Verzückung. Manchmal bedeckt sie sich die Augen; dann ringt sie die Hände über dem Kopf, beugt sich rückwärts und preßt sofort wieder die glühende Stirne vor sich auf den Boden. Auch ihr Gesicht zeigt den Ausdruck des Gemartertwerdens. Ihre Blicke hängen mit leidenschaftlicher Gier an Holthoff und dann wendet sie wieder den Kopf, da sie seinen Anblick nicht länger erträgt. Je höher Holthoff das Gewicht hebt, um so wilder wogt ihre Brust, um so rascher fliegt ihr Atem, um so abgebrochener, krampfhafter werden ihre Bewegungen.

Holthoff stemmt das 2000 Kilo-Gewicht mit beiden Armen hoch.

Die Kaiserin Filissa erhebt sich langsam von den Knieen, beide Hände hinter den Nacken gelegt, und starrt ihn mit aus dem Kopf tretenden Augen an.

Holthoff sieht ihr lächelnd ins Antlitz, während das Orchester verstummt. — Pause.

Die Kaiserin Filissa rührt sich nicht.

Holthoff will das Gewicht sinken lassen, während das Orchester leise wieder einsetzt.

Die Kaiserin Filissa, mit zuckender Handbewegung, hält ihn davon ab.

Das Orchester verstummt. — Pause.

Holthoff will das Gewicht sinken lassen, während das Orchester leise einsetzt.

Die Kaiserin Filissa, gleichsam erschrocken, hält ihn mit unwillkürlicher Geste davon zurück.

Das Orchester verstummt. — Pause.

Die Kaiserin Filissa, mit vergeisterten, verdrehten Augen, halboffenem Mund, ein starres Lächeln in den Zügen, beginnt sich, erst langsam, dann schneller und schneller um Holthoff her auf krampfhaft gestreckten Fußspitzen im Kreise zu drehen, während

das Orchester, erst nach einigen ihrer Pas zögernd und unsicher, ein ganz neues Thema aufnimmt.

Holthoff, das Gewicht immer noch hochhaltend, folgt ihren Gebärden mit namenloser Befremdung.

Die Kaiserin Filissa hat ihn zweimal umkreist, entfernt sich von ihm und wirbelt in dämonischem Tanz durchs Gemach.

Holthoff läßt das Gewicht keuchend zur Erde nieder, hält sich die Stirn, steht einen Moment wie gebannt und versucht dann, der Kaiserin habhaft zu werden.

Die Kaiserin Filissa entwischt ihm einmal über das andere, die Arme hoch in der Luft schlenkernd, sich das Haar auflösend, sich wie wahnsinnig auf Brust und Schläfen schlagend, indem sie sich wie ein Wirbelwind um sich selbst dreht.

Holthoff überlegt einen Moment, geht nach links und kommt mit dem Grafen Lea-Giba zurück.

Die Kaiserin Filissa erblickt kaum den Grafen Lea-Giba, als sie auf ihn zuwirbelt und ihm mit rascher Handbewegung den Degen aus der Scheide reißt. Mit gezücktem Degen jagt sie tanzend hinter den Amorretten her und sticht nach ihnen.

Die Amoretten verbergen sich in den Winkeln und Ecken des Gemaches.

Die Kaiserin Filissa scheucht sie auf, verfolgt sie durch den Saal und sticht auch nach Holthoff.

Holthoff verkriecht sich unter das Lager und späht ängstlich hervor.

Der Page Raoul stellt sich der Kaiserin entgegen, mit seinem Leib eine der verfolgten Amoretten schützend.

Die Kaiserin Filissa rennt ihm den Degen durch die Brust und wirbelt weiter.

Der Page Raoul bricht tot zusammen.

Graf Lea-Giba eilt nach rechts hinten über den Söller ab.

Holthoff nach rechts vorne ab.

Die Kaiserin Filissa wirbelt auf die lebenden Kandelaber zu und sticht nach ihnen.

Die Kandelaber entledigen sich einer nach dem anderen ihrer Glühlampen nnd ergreifen die Flucht. Es wird allmählich dunkel.

Graf Lea-Giba kommt aufs höchste erregt über den Söller zurück mit

Didi Zeudus, der einen fünfarmigen Leuchter mit brennenden Kerzen trägt.

Graf Lea-Giba und Didi Zeudus drängen die Kaiserin ins rechte Proscenium, entwinden ihr den Degen und halten ihr die Arme.

Holthoff kommt mit einer Zwangsjacke zurück und bittet die Herren, sie der Kaiserin anzulegen.

Graf Lea-Giba, mit dem Ausdruck der Empörung, protestiert dagegen.

Didi Zeudus, mit dem Ausdruck der Besorgnis, nickt mit dem Kopf.

Holthoff und Didi Zeudus ziehen der Kaiserin die Zwangsjacke über. Holthoff zieht hinten den Riemen zu. Darauf nötigen sie die Kaiserin, in dem Lutherstuhl Platz zu nehmen.

Die Kaiserin Filissa, mit verstörtem Ausdruck, trübselig lächelnd, biegt den Kopf zurück und sträubt sich mit verzweifelter Kraft.

Didi Zeudus will ihr den Mund öffnen, um ihre Zunge zu untersuchen.

Die Kaiserin Filissa beißt ihn in den Finger.

Didi Zeudus thut einen Luftsprung. Nachdem er sich den Finger verbunden, nimmt er von hinten den Kopf der Kaiserin zwischen beide Hände und horcht daran. Da sich nichts hören läßt, macht er ein sehr bedenkliches Gesicht. Er rüttelt den Kopf hin und her und horcht wieder. Es läßt sich noch immer nichts hören. Er rüttelt stärker hin und her und horcht noch einmal. Da das Rütteln ohne allen Erfolg bleibt, richtet er sich mit bekümmerter Miene empor und dreht bedeutungsvoll den Zeigefinger vor der Stirn.

Graf Lea-Giba dreht mit besorgt fragender Miene den Zeigefinger vor der Stirn.

Didi Zeudus rüttelt, horcht und dreht bekräftigend den Zeigefinger vor der Stirn.

Holthoff dreht die geballte Faust vor der Stirn.

Didi Zeudus flüstert, während Lea-Giba und Holthoff die Kaiserin halten, dem Pagen Edward einige Worte zu.

Der Page Edward nach rechts ab, kommt zurück mit

Vier Reitknechten, die einen großen Käfig aus weißen Stäben, der auf niedrigen Rädern rollt, von rechts hereinfahren.

Holthoff öffnet die Käfigthür.

Graf Lea-Giba und Didi Zeudus wollen die Kaiserin hineinführen.

Die Kaiserin Filissa wälzt sich auf der Diele und strampelt mit den Beinen.

Holthoff hebt sie mit beiden Armen auf, trägt sie in den Käfig und macht die Thür hinter ihr zu.

Die Kaiserin Filissa, aufrecht im Käfig stehend, glotzt mit blöden Augen durch die Gitterstäbe.

Didi Zeudus erteilt den Reitknechten einen Wink.

Die Reitknechte fahren den Käfig nach links hinaus.

Didi Zeudus und der Page Edward folgen dem Käfig.

Fünfte Scene.

Holthoff. Graf Lea-Giba.

Graf Lea-Giba steht mit düsterem Blick und verschränkten Armen rechts vorn.

Holthoff holt unter dem Lager einen großen Sack vor. In den Sack steckt er die Säcke mit Gold, die er erhalten, sämtliche Gold- und Perlenketten, die er auf dem Leib trägt, eine Anzahl gefüllter Geldbörsen, die er unter dem Bett vorsucht, sowie

die letzte noch unerbrochene Champagnerflasche. Darauf nimmt er Krone, Scepter und Reichsapfel von dem Zeltdach herunter und steckt sie, nachdem er der Krone sorgfältig die Edelsteine ausgebrochen, die er anderwärts versorgt, gleichfalls in den Sack; zuletzt stopft er noch seinen gestreiften lachsfarbenen Schlafrock hinein. Hinter dem Zeltdach hervor holt er sein hellkarriertes Jackett, sein weißes Vorhemd, die blaue Weste, den dunkelbraunen Hut und macht sich reisefertig. Darauf schwingt er den Sack auf den Rücken und will nach rechts ab.

Graf Lea-Giba macht ihn darauf aufmerksam, daß er das 2000 Kilo-Gewicht mitzunehmen vergißt.

Holthoff deutet mit abwehrender Handbewegung auf seinen Sack und geht nach rechts ab.

Der Vorhang fällt.

Drittes Bild.

Präludium.

Die Laute des Wahnsinns wechseln mit denen der Betrunkenheit. Dazwischen traumhaft elegische Klagetöne, Erinnerungen an entschwundene Pracht und Herrlichkeit. Zum Schluß geht die Musik in einen gemeinen Gassenhauer-Schottisch über, an bestimmten Stellen von rohem Gejohle unterbrochen.

Der Vorhang geht auf.

Die Bühne stellt ein Tanzlokal niedrigsten Ranges dar. Im Hintergrunde die Bar. Links hinten die Eingangsthür. Rechts die Musik, bestehend aus Geige, Guitarre, Klarinette

und Ziehharmonika. Rechts und links Tische mit kartenspielenden betrunkenen Matrosen, Fleischerknechten, Freudenmädchen und Rowdies. In der Mitte wird getanzt.

Erste Scene.

Holthoff, im Geschmack eines Fleischerknechtes elegant gekleidet, sitzt an dem ersten Tisch rechts vorn, spielt Karten und bewirtet die Mitspielenden mit Champagner. Auf dem Tisch liegen große Summen Geldes. Er wirft seinem Vis-à-vis die Karten ins Gesicht und springt auf. Streit erhebt sich über den auf dem Tisch liegenden Gewinn; man wird handgemein. Schließlich wendet sich Holthoff verächtlich ab, wirft seinem Gegner das Geld vor die Füße, wirft noch eine Börse, die er aus der Tasche zieht, dazu, lehrt sein Glas und wendet sich lachend dem Tanze zu. Er reißt einem der Tänzer sein Mädchen aus dem Arm, es ist Laura, und tanzt mit ihr. Wie der Tänzer Einwand erheben will, droht er ihm mit Maulschellen. Nachdem der Tanz zu Ende, führt er Laura an den Tisch links vorn, nimmt sie auf sein Knie und läßt Champagner kommen. Lauras voriger Tänzer schleicht demütig herbei und bittet, mittrinken zu dürfen. Holthoff füllt ihm ein Glas und macht ihn auf Lauras weibliche Reize aufmerksam, die er möglichst ostentativ vor ihm abküßt.

Derweil ist am Tische rechts über dem Spiel

wieder Streit ausgebrochen. Der Wirt wirft einen der betrunkenen Matrosen hinaus. Darauf kommt er zu Holthoff und expliziert ihm die Angelegenheit mit respektvollsten Gebärden. Holthoff fragt, was er schuldig ist; der Wirt schreibt eine lange Rechnung, die er mit devotester Miene überreicht. Holthoff bezahlt mit einem Bankbillett. Der Wirt zählt die Differenz auf die Tischkante, Holthoff schiebt das Geld vom Tisch hinunter, der Wirt nimmt es vom Boden auf und bedankt sich durch endlose Bücklinge. Laura bittet Holthoff, ihr auch etwas zu geben; er zeigt ihr ein Goldstück, läßt sie lange danach haschen, bittet sie, den Mund zu öffnen, läßt es ihr dann aber aus der erhobenen Hand in den Ausschnitt ihres Mieders fallen. Sie küßt ihn stürmisch ab und stiehlt ihm dabei sein Portemonnaie aus der Tasche, das sie hinter ihrem Rücken ihrem Tänzer in die Hand gleiten läßt.

Der Tanz hat derweil wieder begonnen. Es ist eine Française.

Zweite Scene.

Hulda mit einem anderen Mädchen und einem Rowdie. Die Vorigen.

Hulda, starkknochig, groß gebaut, in die Eleganz einer Köchin gekleidet, stürmt mit ihrer Freundin am Arm des Rowdie in den Saal und kommt zwischen den Tanzenden durch nach vorn.

Der Tanz wird einen Augenblick unterbrochen.

Die Männer kommen nach vorn und küssen Hulda die Hand oder beugen ein Knie vor ihr.

Hulda erblickt Laura auf Holthoffs Knie, reißt sie herunter und macht Holthoff eine Scene.

Laura setzt sich zur Wehr.

Die beiden Mädchen werden handgemein und beginnen zu ringen.

Die Männer stehen um sie her, lachend und in die Hände klatschend.

Laura unterliegt, wird von Hulda gezüchtigt und zieht sich mit ihrem Tänzer an den Tisch rechts zurück.

Hulda bemächtigt sich Holthoffs.

Die Française setzt wieder ein.

Holthoff will Hulda küssen. Sie sträubt sich. Er bittet sie, wieder gut zu sein. Da sie nicht will, zieht er ein dreifaches Brillantenkollier aus der Tasche und bindet es ihr um.

Hulda bestellt Champagner und lädt ihre sämtlichen Freunde zum Trinken ein. Mit einem derselben tanzt sie einige Touren in der Française.

Holthoff wird müde und schläft ein.

Sein Tischnachbar stiehlt ihm von hinten seine Krawattennadel.

Der Wirt, der es bemerkt hat, eilt herbei und macht dem Dieb Vorwürfe.

Beide werfen sich im Ton der tiefsten Verachtung ihre Gaunereien vor.

Holthoff erwacht und der Streit verstummt.

Die Française ist zu Ende. Hulda setzt sich Holthoff wieder aufs Knie, umarmt und küßt ihn

---

Dritte Scene.

Filissa. Die Vorigen.

Schrille Zimbelklänge und Geklingel im Orchester.

Filissa, in weitem, weißen fußfreien Gewande, mit sehr weiten halblangen Ärmeln, um die Taille mit einem Strick gegürtet, Sandalen an den Füßen, das Haar wirr und zerzaust, die Gesichtszüge verzerrt, abgehärmt, hohläugig, mit verstörten aber leidenschaftlichen Blicken, tritt, die Arme tastend vorgestreckt, als fürchte sie, sich zu stoßen, mit langen, hastigen Schritten, aber jeden Augenblick wieder zurückschreckend, von links hinten ein.

Laura, eine Cigarrette im Mund, hat sich erhoben und beobachtet, etwas nach rechts tretend, Filissa mit großer Neugier.

Holthoff ist aufgefahren, fährt sich über die Stirn und glaubt zu träumen. Allgemach überzeugt er sich von der Wirklichkeit und bricht mehrmals in kurzes, abgebrochenes, verhaltenes Gelächter aus.

Filissa geht hastigen Schrittes von einem der umhersitzenden Männer zum andern, einen jeden von rückwärts an den Schultern fassend, ihm dann von vorn ins Gesicht sehend, ob es ihr Geliebter ist,

nach jeder neuen Enttäuschung traurig die Locken schüttelnd. Plötzlich wird sie Holthoffs gewahr.

Holthoff steht halb abgewandt im vordersten Proscenium links, den Ausdruck brutaler Gleichgültigkeit in den Zügen.

Filissa ist noch einen Moment unschlüssig, die Fingerspitzen an den Schläfen, die Augen weit aufgerissen, auf gestreckten Fußspitzen stehend, während ihre geöffneten schlaffen Lippen infolge des heftigen Atmens fieberhaft vibrieren. Plötzlich stürzt sie auf Holthoff zu und fällt dicht vor ihm zu Boden, wie ein lebloser Gegenstand, den man ihm vor die Füße geschleudert hat.

Holthoff wendet sich etwas nach rückwärts gegen die Umstehenden und dreht die Faust vor der Stirn.

Der Wirt kommt herbei, sich mit tiefem Bückling respektvollst erkundigend.

Holthoff stößt Filissa mit den Füßen von sich, geht nach rechts und dreht, gegen den Wirt gewandt, die Faust vor der Stirn.

Der Wirt, mit gutmütiger Miene, winkt seinen Hausknecht herbei.

Der Hausknecht streift sich die Ärmel empor und will Filissa, so sacht er kann, aufheben.

Filissa erhebt sich, blickt ihm forschend ins Gesicht, schüttelt verneinend ihre Locken, deutet mit Kopfnicken auf Holthoff, geht ruhig zu ihm hinüber, liebkost ihn und reicht ihm ihre Lippen zum Kuß.

Holthoff gegen die Umstehenden gewendet, dreht die Faust vor der Stirn.

Der Wirt und der Hausknecht sind wie angewurzelt stehen geblieben und sehen Filissa mit erwartungsvollem Grausen zu.

Filissa bemerkt mit Betrübnis Holthoffs unordentliche Frisur, kämmt ihm mit ihren dünnen, weißen Fingern das Haar und scheitelt es sorgfältig.

Holthoff, der sich vor Ermüdung und Betrunkenheit nur mühsam aufrecht hält, bedeutet ihr mit Sanftmut, sie möchte sich entfernen.

Filissa entdeckt plötzlich hinter Holthoff, an der Coulisse liegend, ein kleines Gewicht mit einer etwa 1 Meter langen Stange, auf dessen beiden Kugeln je **50 Pfund** geschrieben steht. Mit freudiger Verzückung fährt sie darauf zu und rollt es, obwohl Holthoff sie begütigend davon abzuhalten sucht, in die Mitte der Bühne. Darauf kost und hätschelt sie ihn, auf das Gewicht deutend, ihn mit kindlich bittender Miene anflehend, er möchte es doch hochheben.

Holthoff wird mißmutig, stampft ungeduldig mit dem Fuß, wendet sich ab und bedeutet Filissa, das Lokal zu verlassen.

Filissa läßt nicht nach mit Bitten und Flehen, indem sie mit freudigem, heroischem Ausdruck die Geste des Hochhebens nachmacht. Schließlich, da Holthoff sich nicht bewegen läßt, wendet sie sich an

die Umstehenden mit der Bitte, Holthoff doch zu ermuntern. Sie deutet auf seine Muskeln, auf seine Arme, bei sich selber am erhobenen Arm den Biceps zeigend, und rühmt mit begeistertem Ausdruck seine herkulische Kraft.

Laura und Hulda drängen sich zwischen Filissa und Holthoff, nicken Filissa zu und ermuntern Holthoff mit ironischem, höhnischem Lächeln, das 50 Pfund-Gewicht zu heben.

Holthoff läßt sich endlich dazu herbei, gießt ein Glas Champagner hinunter, tritt schwankend nach vorn, ohne Kratzfuß, ohne die Hände zu spreizen, und tappt nach dem Gewicht.

Filissa sinkt anbetend in die Knie.

Holthoff sucht das Gewicht mit Anstrengung aller Kräfte zu heben, bringt es aber kaum bis zum Gürtel, schwankt, stolpert und fällt rückwärts zu Boden.

Die Musik spielt das Kraftmotiv aus dem ersten und zweiten Bild in vollkommener Zerrüttung und wüster Auflösung.

Filissa ist angstvoll erschrocken emporgefahren und beugt sich besorgt über Holthoff.

Holthoff rafft sich stirnrunzelnd auf, versucht nochmals das Gewicht zu heben, aber mit dem nämlichen Mißerfolg und wendet sich wütend nach rückwärts.

Filissa ringt jammervoll die Hände, klammert

sich an Holthoff an und sucht ihn gewaltsam nach vorn zu schleppen.

Holthoff droht sie zu schlagen.

Filissa läßt sich nicht zurückschrecken. Plötzlich bemerkt sie an Huldas entblößtem Hals das dreifache Brillantenkollier. Sie stürzt auf Hulda zu, reißt ihr das Kollier herunter und erkennt es als das ihrige. In zitternden Händen hält sie es Holthoff vor die Augen, auf ihn und auf Hulda deutend.

Hulda sucht ihr das Kollier zu entreißen.

Filissa läßt es nicht los, deutet auf Holthoff und sich, daß sie es ihm gegeben, deutet auf Holthoff und Hulda, daß Hulda an seinem Verderben schuld sei, und wälzt sich in furchtbarer Verzweiflung auf den Dielen.

Die Umstehenden drängen sich teilnehmend näher und suchen sie zu beruhigen.

Holthoff dreht die Faust vor der Stirn.

Filissa richtet sich langsam mit visionärem Blick empor, nimmt Holthoff bei der Hand und führt ihn zu dem Gewicht.

Holthoff folgt ihr halb widerstrebend, halb neugirieg,

Filissa kniet ruhig nieder, deutet nachdrücklich auf eine der Kugeln des Gewichtes, deutet dann ebenso nachdrücklich auf ihre Schläfe und macht mehrmals die Bewegung des Schlagens.

Holthoff versteht sie nicht.

Filissa deutet auf das Gewicht, dann auf ihre Schläfe und macht die Bewegung des Schlagens.

Holthoff versteht sie und wendet sich mürrisch ab.

Filissa kriecht ihm auf den Knien nach, ihm die Füsse küssend, mit Thränen der fürchterlichsten Seelenqual in den Augen die Geste des Schlagens wiederholend. Immer auf den Knien kriechend, zieht sie ihn zu dem Gewicht zurück.

Die Umstehenden ermahnen Holthoff, im Namen der Menschlichkeit den Leiden Filissas ein Ende zu machen.

Holthoff, auf Filissa deutend, dreht die Faust vor der Stirn.

Der Wirt, mitleidsvoll nickend, setzt den Zeigefinger gegen die Stirn und dreht die Faust unter dem Ellenbogen.

Filissa hebt dankend die Hände zu ihm auf und küßt Holthoff bittend die Füße.

Holthoff erfaßt das Gewicht, läßt es aber sofort wieder sinken, zuckt verzweifelt die Achseln und will gehen.

Filissa hält ihm die Beine umklammert.

Die Umstehenden, besonders die Mädchen, drängen ihn, die That zu vollführen.

Holthoff spuckt sich in die Hände und hebt das Gewicht.

Filissa erwartet, dicht vor ihm kniend, mit erhobenem Kopf, mit aneinandergelegten Händen, mit

weit offenen, ruhigen, hoffnungsvollen Augen den Todesstreich.

Holthoff nähert, um zu zielen, die eine Kugel des Gewichtes zweimal ihrer Schläfe. Plötzlich entgleitet seinen Händen das Gewicht und die andere Kugel fällt ihm auf die rechte Fußspitze. Er zieht den Fuß krampfhaft empor, hält ihn mit beiden Händen fest und hüpft auf dem linken Bein mit schmerzverzerrtem Gesicht durchs Lokal.

Filissa, immer noch auf den Knien, blickt ihm einen Moment trostlos nach, blickt hilfeflehend im Kreis umher; darauf unter plötzlicher Eingebung schlingt sie sich das Brillantenkollier um den Hals und will sich damit erdrosseln. Das Kollier zerreißt. Sie teilt hastig ihr aufgelöstes Haar in zwei Strähne, schlingt es sich um den Hals und erdrosselt sich, die Stirn auf die Diele gepreßt. Sie verendet unter heftigen Zuckungen mit geöffnetem Mund.

Der Vorhang fällt.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Kleine Bibliothek Langen.

Band IV

Heinrich Mann,

Das Wunderbare u. a. Novellen.

Der Verfasser dieser Erzählungen ist seit Jahren ein häufiger Gast in unseren besten illustrierten Blättern, hier tritt er zum ersten Male mit einem gesammelten Werk vor das Publikum. Die wunderlichen Ereignisse und die eigentümlichen Menschen, die er mit Vorliebe schildert, bedeuten für ihn nicht allein Mittel, um seine Leser zu unterhalten, er wählt sie auch, weil die stark bewegten Schicksale ihn am tiefsten in die geheimnisvolle Welt blicken lassen, die hinter dem zufälligen Leben der Menschen liegt: die Natur.

Band V

Guy de Maupassant, Pariser Abenteuer.

Maupassant ist als Dichter wohl auch in Deutschland zu bekannt, als daß er besonderer Empfehlungen bedürfte. Die Genialität, die ihn stets gleichsam den seelischen Kern einer Handlung finden läßt, die spielende Anmut, womit er oft selbst das bitterste sagt, setzen stets aufs neue, auch bei diesen Novellen, in Erstaunen.

Band VI

Hermann Bang, Fräulein Caja.

Mit einer zauberhaften Kunst vermag es der Verfasser, die grauen und alltäglichen Menschen, von denen er uns erzählt, in das schärfste Licht hervor zu heben. Der Blick des Lesers wird unaufhörlich gefesselt von den dargestellten Einzelheiten, die er alle aus eigenen Beobachtungen wiedererkennt, und die sich hier zu ergreifenden Menschenschilderungen und tief wirkenden Interieurs vereinigen. Mit Recht gilt Hermann Bang für den eigentümlichsten und bedeutendsten Erzähler Scandinaviens.



Jeder Band ist mit einem künstlerischen Titelbild versehen und kostet elegant broschiert 1 Mark, gebunden in Leder 2 Mark.

Hesse & Becker, Leipzig

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

0